

# Daheim



Erste Frühlingsblumen ♦ Gemälde von Theodor Bohnenberger  
(Aus Braks Kunsthaus, München)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tautenstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig £ 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Ausstellungsgebühren



*Jung bleiben  
heisst  
Erfolg haben!*

Wenn Sie einen tadellosen Teint haben, so sollen Sie täglich daran denken, sich dieses Glück zu erhalten. Tausende von Frauen und Mäddchen benützen Elida Favorit-Seife und sind begeistert von ihrer Wirkung. Eine wunderbare Gelegenheit, das tadellose Aussehen zu gewinnen, das die Voraussetzung ist für den sicheren Triumph des Erfolges.

Elida Favorit-Seife ist so mild und rein. Wunderbar dezent durch und durch parfümiert, angenehm underfrischend. Ein großes handliches Stück, weich und reich schäumend, schön verpackt, kostet nur 50 Pfennig. Kaufen Sie heute noch Elida Favorit-Seife. Beginnen Sie mit der rationellen Pflege Ihres Teints und Ihrer Schönheit.



100 Gramm 50 Pfennig



**ELIDA *Favorit* SEIFE**

# Daheim



64. Jahrgang. Nr. 25

17. März 1928

Aus der Zeit - für die Zeit



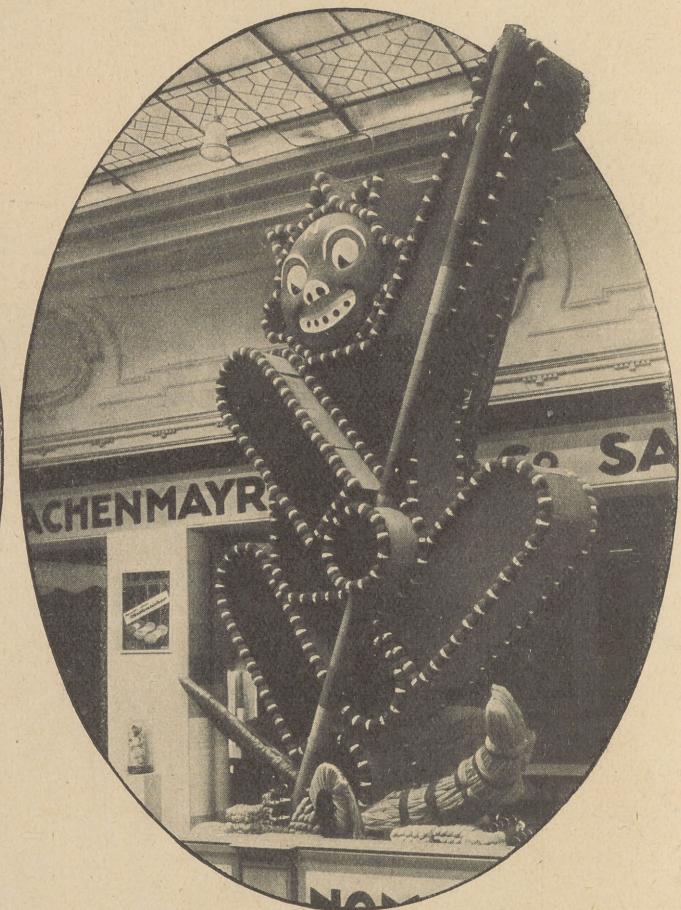
Die Gedächtnisseier für die Toten des Weltkrieges am Volkstrauertag im Plenarsitzungssaal des Reichstags unter Anwesenheit des Reichspräsidenten und der Reichsregierung.  
(G. Pahl.)



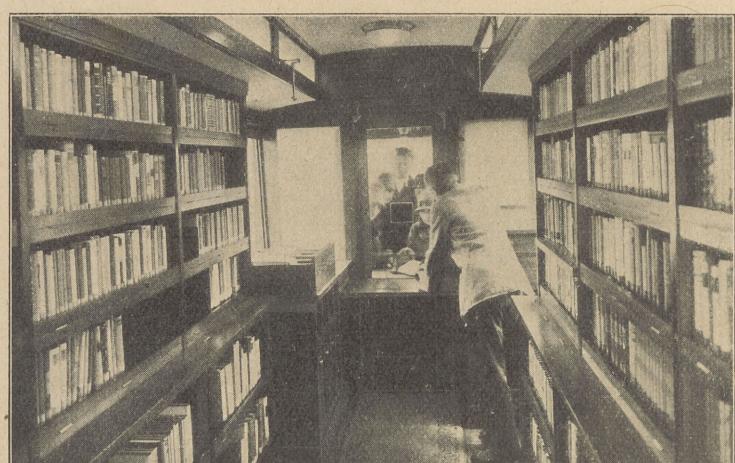
Sie haben nur alle vier Jahre Geburtstag.  
Fünf Schaltjahrkinder, die in einer Klinik am 29. Februar dieses Jahres geboren wurden. (G. Wasch.)



Fräulein Ann Mari Tengbom.  
Die 21jährige Tochter des schwedischen Architekten und Chefs der Staatsbauverwaltung Tengbom, mit der sich Fürst Otto von Bismarck verlobt hat.



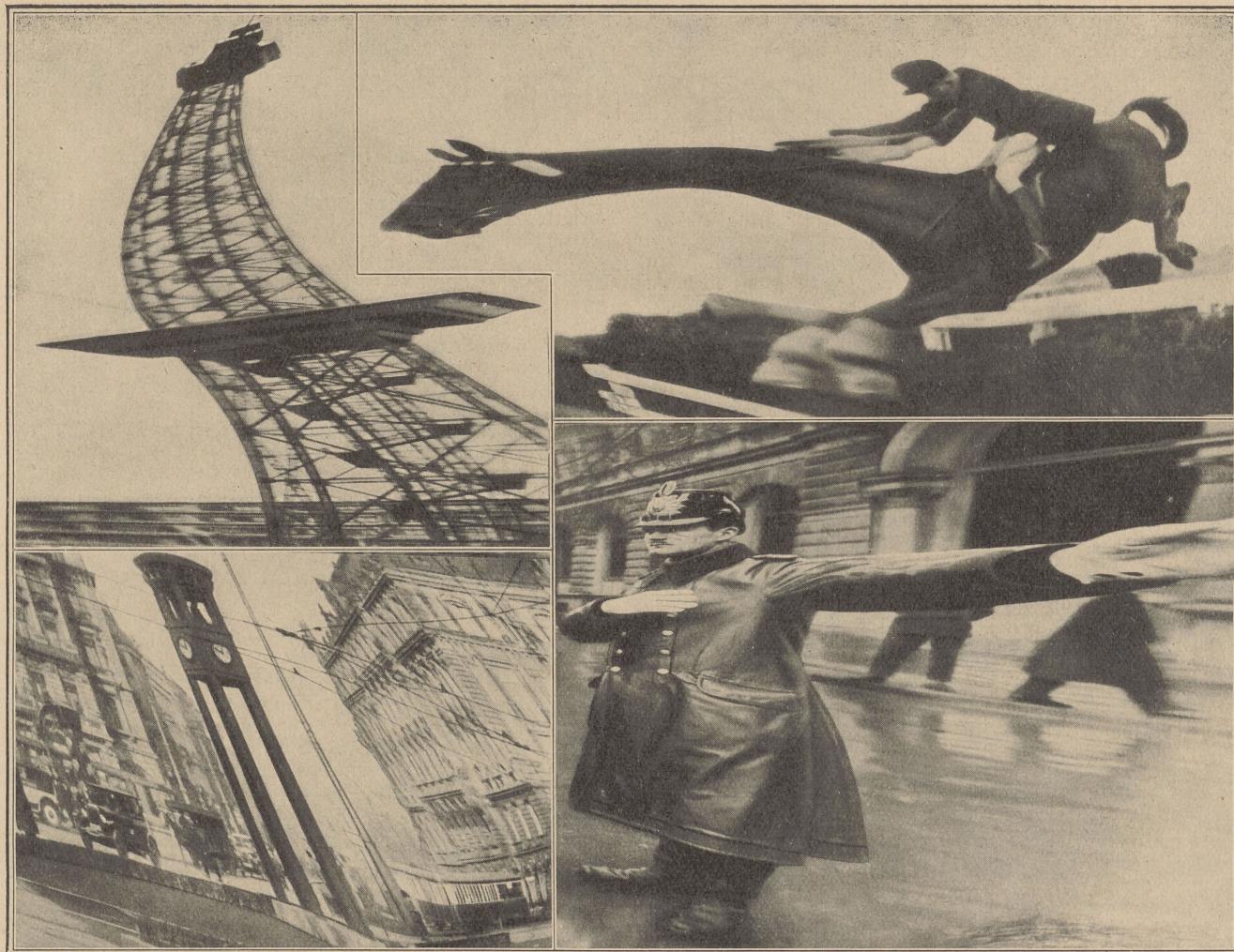
Leipziger Frühjahrsmesse.  
Der Nomotta-Mann, eine riesengroße lustige Reklamefigur für mottenschwere Wolle.  
(P. Lamm.)



Die Leihbücherei im Straßenbahnwagen.

Die Städtische Wanderbücherei München führt jetzt ihren Betrieb mit besonderen Straßenbahnwagen durch, die vor allem die Außenbezirke der Stadt versorgen. (Presse-Photo.)

## Erste photographische Versuche: Lachkabinett Berlin.

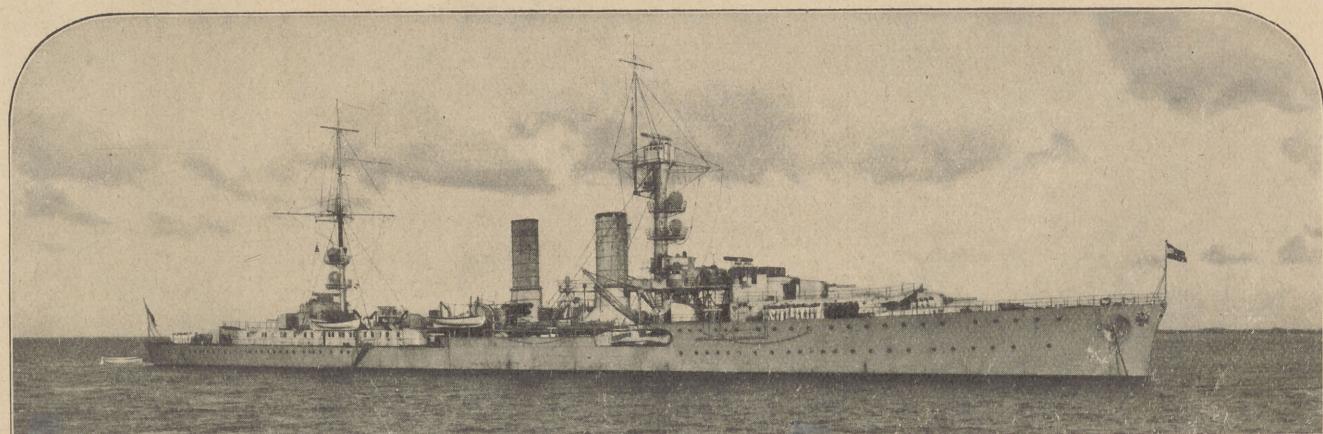


### Die Emden heimgekehrt. Von Kapitän zur See a. D. H. von Waldeyer-Harz.

Es ist keine Übertreibung: der Name „Emden“ ist seit dem Weltkriege weltbekannt! Was der Kleine Kreuzer 1914 geleistet hat, gehört der Geschichte an, und zwar nicht nur der Kriegsgeschichte des deutschen Volkes, sondern der Weltkriegsgeschichte schlechthin. Dabei war der „Emden“-Geist keineswegs etwas Besonderes. Er lebte an Bord aller Schiffe der Kaiserlichen Marine, fand vielleicht nur auf der „Emden“ des ersten Kriegsjahres seine reinste und schärfste Ausprägung. Vor allem kam aber eines hinzu: das Auftreten der „Emden“ fiel in jene Zeit, wo das Gift des Lügengeschwaders noch nicht die ätzende Form angenommen hatte, die ihm später zu eigen war; jene Form, die es zuwege brachte, daß in den Hirnen von Millionen von Menschen Anstandsgefühl und Vernunft kein rechtes Heim mehr hatten. Über die alte „Emden“, die „Emden“ des Fregattenkapitäns v. Müller, hat sich selbst die „Times“ im November 1914 wie folgt ausgelassen: „Ihre Heldenstücke waren gekennzeichnet durch Wagemut und Unternehmungslust, und diese Eigenschaften

zeigten sich in einer Art, die an ein Volk mit den Marineüberlieferungen Englands erinnerte.“ Und nach der Gefangennahme des „Emden“-Kommandanten hieß es an gleicher Stelle: „Sollte Kapitän v. Müller nach London kommen, wir würden ihm ein hochherziges Willkommen bereiten. Unsere seemännische Rasse weiß einen wagemutigen und erfolgreichen Seemann zu bewundern. Es gibt nur wenige Vorfälle in der neueren Seekriegsgeschichte, die bemerkenswerter wären, als die glänzende Laufbahn der kleinen Emden.“ Man wird zugeben müssen, daß dies Lob aus britischem Munde sehr beachtenswert ist.

Um so erfreulicher ist es nun, daß sich auch die neue „Emden“ einen guten Namen geschaffen hat. Sie hat als erstes Schiff der jungen Reichsmarine, das nach Kriegsende auf einer deutschen Werft gebaut wurde, den Erdball gerundet und damit eine Aufgabe erfüllt, die nach den verschiedensten Richtungen hin bemerkenswert scheint. Zunächst hat das Schiff aller Welt gezeigt, daß die deutsche Schiffsbau-



kunst den Zusammenbruch des Vaterlandes überlebt hat. Es ist ein schönes Schiff geworden, leicht und gefällig in seinen Linien, und dabei mit allen Eigenarten, die ein Kleiner Kreuzer braucht, mit hoher Seeausdauer und beträchtlicher Geschwindigkeit.

Es war aber nicht nur das stattliche Aussehen, was der „Emden“ auf ihrer Weltreise Geltung schuf. Hinzukam vor allen Dingen, daß die Besatzung jenen Geist zur Schau getragen hat, den die Menschheit des Jahres 1914 noch voll anerkannte, bevor sich unter der Kriegspsychose die Sinne mehr und mehr umnebelten.

Auf alle Fälle hat das Auftreten der „Emden“-Besatzung kein vollgerüttelt Maß dazu beigetragen, daß die Lügenpropaganda wider uns, die sich selbst heute noch gelegentlich verdichtet — verschwunden war sie seit Kriegsende noch nie —, den Blick der Welt immer weniger trübt. Man sagt sich, und diese Überlegung scheint sehr einfach: noch im Jahre 1914 hat man die Ritterlichkeit der Deutschen gerühmt, dann sperrte man sie vom Weltenrund ab und verunglimpfte sie in der gehässigsten Weise. Nun aber, wo sie wieder auftauchen, da hat sich ihr Gesicht in der Tat in keiner Weise geändert. Wo liegt nun die Wahrheit? Etwa in der Mitte? Auch daran glaubt man nicht mehr; jedenfalls nicht dort, wo die „Emden“ ihren Besuch abgestattet hat. Und sie ist, wie gesagt, ostwärts rund um die Erde gefahren, hat nahezu aller Herren Länder besucht und überall ihre Flagge in Ehren gezeigt. Damit ist nun von neuem lebendig geworden, was man über die alte „Emden“ wußte, über jenen wackeren Kampf, der bei den Cocos-Inseln sein Ende fand. Und dieses Wachwerden alter Erinnerungen hat sich mit der Freude über den Besuch der neuen „Emden“ zusammengetan und ihrem Namen einen doppelt hellen Klang verliehen. Vor allem an jenen Plätzen, wo es sich um den Besuch deutscher Ansiedlungen im Auslande handelte.

An solchen Orten hatte der Kriegsausgang verheerend gewirkt. Hier haben die Auslandsdeutschen in der Regel während der ersten Jahre nach dem Kriege, zerstückt und geschwächt, ohne rechtes Selbstvertrauen und in Sorge, ob die Fäden mit der Heimat auch nicht gänzlich abgerissen seien, dahingelebt. Ihr Wiedererstarken, nicht nur im politischen, sondern auch im geschäftlichen Sinne, hat durch den Besuch deutscher Kriegsschiffe stets einen kräftigen Anstoß bekommen. Das Deutschtum im Auslande ist aber über die ganze Welt verbreitet. Daher muß sich auf eine Weltreise begeben, wer es allenhalben aufsuchen will. Die junge Reichsmarine hat diesen Gedanken fest angepackt. Der Kreuzer „Hamburg“ voll-

führte die erste Weltumsegelung. Das alte Schiff war jedoch an kurze Wegestrecken gebunden. Es hielt sich daher im Durchschnitt an einen westöstlichen Kurs. Die „Emden“ hingegen ist an allen Erdteilen von Nord bis Süd aufwärts und abwärts gesteuert und hat sich damit einen beträchtlichen Wirkungskreis erschlossen. Und das war gut. Aus zahlreichen Orten des Auslandes, wo Deutsche ansässig sind, waren Bittgesuche um Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes an die Reichsmarine gelangt. Nicht immer fiel es leicht, diese Wünsche in Einklang mit den militärischen Forderungen zu bringen, die doch bei Verwendung eines Kriegsschiffes in erster Linie Berücksichtigung finden müssen. Ein Kreuzer, der ins Ausland fährt, soll seine Besatzung ausbilden, insbesondere dann, wenn er wie die „Emden“ Seekadetten an Bord hat. Er soll Schießübungen erledigen, Bootsdienst betreiben, den Klarschiffsdienst pflegen, seine Torpedowaffe nicht einrosten lassen, die Signalausbildung auf die Höhe bringen und noch vieles andere mehr, was erst aus dem toten Schiffkörper einen vollen Repräsentanten eines großen Volkes macht. Trotzdem hat es sich die Marineleitung angelegen sein lassen, allen Wünschen zu entsprechen.

Die „Emden“ hat am 14. November 1926 von Wilhelmshaven aus ihre Weltreise angetreten. Zunächst ging es über die Inselwelt der Kanaren und St. Helena nach Kapstadt. Dann wieder nordwärts, an der Ostseite Afrikas entlang, wo bei Sansibar angelauft wurde, und hinein in den Indischen Ozean. Bei den Cocos-Inseln wurde eine Gedenkfeier für den Heldenkampf der alten „Emden“ abgehalten. Weiter strebte das Schiff nach Japan, wo man es, ebenso wie später in den Vereinigten Staaten von Amerika, in besonders herzlicher Weise aufnahm. An der westamerikanischen Küste hat die „Emden“ dann ihre Seeausdauer voll ausgenutzt. In Alaska fing sie ihre Besuche an, um sie fortzuführen bis nach Punta Arenas. Nach Überwindung der Magellanstraße führte der Reiseweg an der Ostküste des amerikanischen Kontinents wieder nach Norden empor. Bahia Blanca, Santos, Rio de Janeiro, Pernambuco und St. Thomas waren die Hauptläden, die angelauft wurden. Über die Azoren und Spanien ist das Schiff dann heimgekehrt.

Nun liegt es wieder in deutschen Gewässern, den Heimatwimpel im Topp, nachdem alle Glüten der Welt seinen schlanken grauen Leib umspült und alle Winde der Erde seine Flanken umhämmt und mit brausender Stimme seine Masten umtostet haben.

Die „Emden“-Fahrt war eine Tat, eine Tat für das Großdeutschland.

## Von der Hausfrauenbewegung.

„Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,  
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere ...“

Es ist ein schöner Frühlingsnachmittag, an dem Hermann, nachdem er seine acht Stunden vom kurulischen Sessel aus abgeleistet hat, mit dem Autobus fast bis an seine Haustür fährt. Angeregt tritt er bei Dorothea, seinem tüchtigen Weibe, ein, und ruft schon von der Tür aus: „Herrliches Wetter heut, Schätz! Ich sehe, du hast auch nichts mehr zu tun, da können wir einen tüchtigen Marsch miteinander machen!“

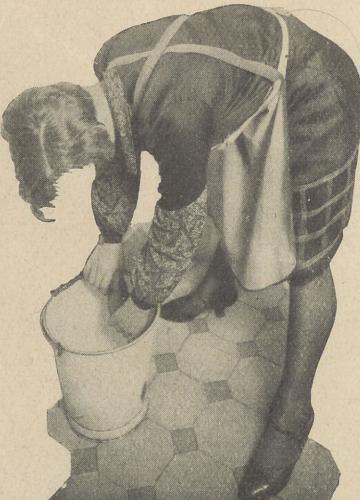
„Ach, wie schön!“ antwortet Dorothea. Sie hat sich, als sie ihres Mannes Schlüssel in der Vorplätzl hörte, rasch in den Sessel gesetzt, weil er das Herumzappeln in der Wohnung nicht leiden kann. Sie lehnt den Kopf an die Polsterstühle und meint dann: „Aber weißt du, vielleicht gehst du besser allein. Ich bin ein bißchen müde!“

Hermann ist enttäuscht. „Ich möchte bloß wissen, wovon du immer müde bist, wenn ich mal mit dir spazieren gehn will. Auf unserer Ferienreise warst du nicht klein zu kriegen, und hier, wo du den ganzen Tag daheim sitzt...“ — Dorothea seufzt. „Sizzen? Ich habe heut schon fast einige Kilometer zurückgelegt!“

„Bist wieder mal rund um dein Zimmer gereist, ja?“

Dorothea rechnet im Kopf, dann spricht sie: „Unsere Bordertür ist von der Hintertür 32 Meter entfernt; vorn hat es fünfmal, hinten siebenmal geklingelt, das sind schon 384 Meter. Außerdem wurdest du viermal am Telefon verlangt, das in der Mitte der Wohnung angebracht ist, hierfür sind mindestens 40 Meter zu veranschlagen. Zuerst aber habe ich die Wohnung gefegt, die 144 Quadratmeter umfaßt...“

Hermann meinte: „Dazu haft du doch den Staubsauger bekommen!“ und seine Gattin erwiderete sanft: „Mit dem Staubsauger bin ich 5 mal 7,2 mal 3 mal 5, — 2 mal 4 mal 5 — und 1 mal 19 Meter, letzteres sind





beide Korridore, entlanggegangen. Dazwischen war ich noch einmal in der Küche, den Schmorbraten begießen und das übrige Essen vorbereiten, 'mal zusehen, 'mal abheben. Auch haben wir sechs Fensterbretter mit Blumen, die begossen werden müssen und die eine Front von zwanzig Metern darstellen, plus der Wege zur Wasserleitung. Dann bin ich noch schnell einholen gegangen, es ist ja nicht weit: der Bäcker wohnt nur 500 Meter von uns, der Fleischer 600 Meter, aber leider nach der anderen Seite, und da du heute früh so liebenswürdig batst: „Dorothea, bring mir doch zwei Streifen 15 Pfennig- und vier Streifen 8 Pfennig-Marken mit, du kommst doch sicher im Lauf des Vormittags an der Post vorbei“, so ging ich noch zu den freundlichen Schalterbeamten mit einer Wegstrecke von rund 1500 Metern hin und her und zehn Minuten Schlangenstehen. Da kilometert sich schon allerlei zusammen.“ Sie tat einen tiefen Atemzug als Schlusspunkt hinter diesen langen Satz vom täglichen Weg der Hausfrau.

Hermann hielt sich die Ohren zu. „Ich gebe zu, daß diese Art der Bewegung etwas einseitig ist. Du solltest dir ein Gegengewicht schaffen, indem du dem übrigen Körper durch Turnen oder durch einen anderen Sport den Ausgleich gibst.“

Seine Frau nickte. „Da hast du wieder mal ganz recht! Männer haben immer einen besseren Überblick als wir Frauen.“

Ich habe deshalb auch 80 Rumpfbeugungen vorwärts gemacht...“ — „Bravo...“ —

„Beim Aufwischen. Aber nur einmal Rumpfrückwärts beugt — weil ich dann die Spinnweben unter den Quergardinen schon entfernt hatte. Nachher kamen 120 Armschwingungen — beim Möbelklopfen. Mindestens 50mal habe ich Auf-



die Zehen — hebt‘, Arme aufwärts — streckt!“ ausgeführt — beim Wäscheabnehmen. Dann kam das Gewichtstemmen: das Plättleisen, hin und her, her und hin, da habe ich nicht gezählt, den Wasserkessel, die große Bratpfanne. Bergsteigen durfte ich auch, unsere vier Treppen hinunter mit dem gefüllten Müllimer und wieder hinauf mit dem schweren Marktneß. Zur Erholung konnte ich dann Mustelschütteln — dein guter Anzug war mächtig staubig. Um ausgiebigsten übte ich hierauf das als so überaus gesund angepriesene „Kriechen“. Deine Pantoffeln waren unter das Bett gerutscht, nachher kippte der Schlüsselkorb um, und unter dem Schreibtisch mußten die Fußspuren mit Bohnerwachs nachgerieben werden. Ich weiß doch nicht, ob „Kriechen“ außerhalb des Säuglingsalters so zuträglich ist, mir tat jedenfalls der Rücken recht weh, obwohl ich zum Ausgleich Kniebeuge in Dauerstand beim Einräumen der Wäsche in die Kommode anwenden konnte.“

Hermann strich bedauernd über den armen Rücken der Gattin. „Da hättest du dir schnell ein heißes Bad machen sollen,“ sagte er.

„Ich habe mich mit heißen und kalten Hand- und Arm-Wechselbädern begnügt. Die ließen sich grade mit dem Abwaschen des Geschirrs verbinden. Im

Eßzimmer gelang mir auch einmal die Grätschstellung auf dem Parkett, allerdings war es ein Glück, daß ich das Geschirr bereits abgestellt hatte.“

— Und wann hast du gesessen? — „Beim Nähmaschine-Nähen — das ersparte mir das Fußtreten auf dem Fahrrad. Ich habe auch noch die Federbetten aufgehobt und dem einen ganz lokfergewordnenen Wandbrettchen



einen Kinnhaken versetzt — im Vorbeigehen. Bloß zur „Großen Kerze“ lag keine rechte Veranlassung für mich vor. Ich bin ja schließlich nur eine Hausfrau, ohne entgoltenen Beruf, die den ganzen Tag zu Hause sitzt.“

Hermann nahm zerstreut das Büchlein in die Hand, das für eine zukünftige Mußestunde lesebereit auf dem Nächstischen lag. Es öffnete sich an einer vielgelesenen Seite von selbst, und Dorothea zeigte lächelnd auf eine Stelle.

„Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerden, und sie sollen es nicht; doch sollten sie dankbar es einsehen!“

„Sagt Goethe!“ sprach Dorothea sachlich. „Und nun können wir doch ein bisschen spazieren gehen. Solange hintereinander habe ich mich selten ausgeruhet.“

Martha v. Zobeltitz.

## Der Spiegel. Von Hela Oswald-Eschner.

Er ist wie eine Öffnung in der Wand,  
Denn seine Fläche scheint zum Raum geweitet,  
Und alles Leben, das vorübergleitet,  
Ist in die Tiefe dieses Raums gebannt.

Und meines Ebenbildes Widerschein  
Erfüllt mich mit geheimnisvollem Schauern —  
Als lebt' ich jenseits aller Erdennauern  
Ein stummes, schattenhaftes Doppelsein.

## Mussolini und Südtirol. Von Karl Christian Longhi.

Vierjähriger Weltkrieg und in seinem Gefolge mehrere Revolutionen erschütterten Europa und machten daraus eine Erdbebenlandschaft von ungeahnten Ausmaßen. Winzige, unberührte Räume verschwinden fast darin. Was 1914 hochragend dastand, liegt in Trümmern. Und doch mangelt es der politischen Bühne an Charakterspielen großen Formats. Merkwürdigerweise muß man sie förmlich suchen. Lenin starb, Trozki ist nach Sibirien verbannt. Seit dem Tode des alten Nikola Paschtsch, der aus dem einst bulgarischen Reich stammend — er sprach bis in sein höchstes Alter nur fehlerhaft serbisch — sein Vaterland vom tributären Fürstentum zum dreieinigen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen erweiterte, das bis Dalmatien und Fiume reicht, ist der letzte aus dem Heldenzeitalter des europäischen Nationalismus gestorben, aus der Reihe der Revolutionäre Garibaldi, Mazzini und Kossuth, aber auch der großen Staatsmänner Bismarck und Cavour, der Einiger ihrer Nationen. Wie wenig wildbewegtes Schicksal bei den Großen unserer Tage! Hindenburg und Marshall Foch, Chamberlain, Lloyd George, Poincaré und Stresemann — sie stiegen über die vorgeschriebene Stufenleiter militärischer oder parlamentarischer Laufbahn: ihre Leistung, nicht aber ihr Weg war ungewöhnlich. Benesch und Masaryk sind höchstens Sterne dritter Ordnung, und Litauens Diktator hob nicht eigene oder des eigenen Volkes Kraft zu europäischem Ruhm. Sie alle trägt die Woge des siegreichen Westens. Echte Romantik umweht nur einen: Warschau etwas abenteuerlichen Halb-Diktator Piłsudski, den dichtenden Edelmann-Sozialisten aus Litauen, der 1914 in Galizien die freiwillige Legion gegen Russland aufstellte und 1918 in Magdeburg auf Festung kam, um 1926 von seinen Legionären zum Präsidenten der polnischen Republik gemacht zu werden.

Ganz scheint nur einer zu sein: Mussolini. Dieser Romanagnole stieg aus den Tiefen des Volkes auf. Einst Maurer und Schulmeister, dann roter Parteimann und politischer Flüchtling, wegen Landstreitkriegs aus der Schweiz ausgewiesen, später Schriftsteller des Avanti („Vorwärts“) in Mailand und 1914/15 kriegsreudiger Sozialist. Er trieb sein Volk in den Weltkrieg gegen die Mittelmächte zur Befreiung von Trient und von Triest. Damals hatte er sein großes Erlebnis, das ihn von der Inter-

nationale zum Nationalen führte und die Kraft gab, später enttäuschte Kriegsteilnehmer zur Erneuerung Italiens zu sammeln. Aus schwankenden Ruten machte er Bündel = fasci: das Band, mit dem er sie umschlang, war ein geistiges. Mussolini ist nicht nur ein Organisator, der mechanisch zusammenzuhalten versteht, sondern auch ein Mann der Idee. Zwei Gedanken beflogeln ihn und beherrschen durch ihn seine Schwarzhemden,

die heute Italien regieren: der staatlich-volksmäßige und der sozial-volksmäßige Gedanke.



Er spricht vom Balkon des Palazzo Chigi.

Ihre erste Forderung heißt Ordnung, Unterordnung und Einordnung. Um Italien von der ewigen Erschütterung eines gewalttätigen, halbbolschewistischen Sozialismus zu befreien, über den der korrupte demokratische Liberalismus mit seinem parlamentarischen Schaukelspiel nicht Herr werden konnte, schuf er ebenso gewalttätige Gegenstoßtruppen. Schließlich marschierte er auf Rom und trat die Herrschaft über das Königreich an, indem er, der alte Republikaner, gleichzeitig seinen Frieden mit dem geschichtlichen Königtum der Savoyer schloß, die schon vorher in der liberalen Ära — nichts zu sagen gehabt hatten. Man mag über Mussolinis Staatstheorien und die Mittel, mit denen er sie durchführt, denken wie man will, eins darf man anerkennen: daß er ein Mann ganz ungewöhnlichen Ausmaßes ist, daß Mann, Tat und Staat eins sind. Ein Staatsmann aus eigener Kraft, ein Reformer großer Stiles, ein Volksmann, der die Nation verkörpert. Als ein Held, bezeichnenderweise ohne den Lorbeer des Kriegsruhmes, wird er uns aber auch gepriesen! Ist er das?

Die Augen Europas, vorzüglich aller derer, die ihm gern das Rezept absehen möchten, wie man Ordnung schafft und die zerstörten Kräfte eines Volkes wieder sammeln kann, sind auf ihn gerichtet. Einer breiten Welle des Hasses jener, die Nutznießer chaotischer Zustände sind oder die sie hinnehmen, weil ihre theoretische Vorstellungskraft Besseres nicht erschaffen kann, steht die Bewunderung der anderen entgegen. Sie ist begreiflich für fast alle Völker — aber nicht für uns Deutsche. Das Schicksal Südtirols, die Leiden der Deutschen in der Heimat Andreas Höfers vergällen jede Freude an Mussolini und am System des von ihm erfundenen Faschismus. Es ist aber nicht nur sentimentales Mitleid mit unseren Volksgenossen im

Er läßt sich huldigen.

Landes sonniger Ferientage und romantischer Sagen und Ritterburgen, das uns zu Gegnern des Faschismus macht. Seit dem großen Zusammenbruch wurde unser Volksgefühl erst lebendig und damit politische Wirklichkeit. Es ist der Träger unseres Gedankens vom kommenden Dritten Reich geworden, das nicht kaltblütig einer politischen Rechnung geopfert



Er begrüßt den König.

werden kann. Selbst dann nicht, wenn eine solche „politische Rechnung“ wirklich richtig wäre. Wer weiß aber, ob Mussolini seine Italiener zu Helden gemacht hat? In den letzten



Er begeistert die Getreuen. (G. Pahl.)

100 Jahren verlor Italien alle Schlachten und gewann nur durch seine Verbündeten Kriege und Länder. Nein. Es ist die so oft gerügte Übertragung von Sympathien innerpolitischer Art auf das außen- und volkspolitische Gebiet, das manche verführt, uns den Faschismus anzupreisen, um Mussolinis Sympathie zu buhlen und die Südtiroler preiszugeben.

Das wäre aber auch im außenpolitischen Bilde der Deutschen ein Fehler der Gesamtrechnung. 250 000 Südtiroler sind wohl wenig gegenüber 42 Millionen Italienern oder 65 Millionen Reichsdeutschen. Auf diese Zahlen, wie überhaupt auf die Zahl kommt es nicht an. Geben wir den Grundsatz auf, daß eine Volkspersönlichkeit — besonders wenn sie durch Wilsons Versehen 1919 gegen ihren Willen vom Muttervolk losgerissen in einen fremden Staat verschlagen wurde — natürliche Eigenrechte auf Erhaltung ihres Volkstums hat, so opfern wir mit der Durchbrechung des Grundsatzes an einer Stelle 12 Millionen Grenz- und Auslandsdeutsche. Italienische Staats- und Volksvergottung, der sacro egoismo paßt nicht für unser Gerechtigkeitsgefühl. Wir wollen ihn weder übernehmen, noch ihn ohne Protekte dulden. Die Unterdrückung der wehrlosen Südtiroler durch den übermächtigen faschistischen Staat ist kein Heroismus, sondern sie entspringt der Brutalität des Feigen, der das erraffte Beutestück rasch italienisieren und so zum Verschwinden bringen will, aus Angst, später es wieder herausgeben zu müssen. Mussolinis starke Worte im römischen Parlament gegen die Äußerungen erregten deutschen Volkstums und die vorsichtigen Bemerkungen des österreichischen Kanzlers Seipel sind daher auch, wenn man sie nüchtern betrachtet, nur eine magere Entschuldigungsrede, die mit einigen formlosen Drohungen gegen Österreich ausgepuzt ist. Es ist lächerlich, durch ein Redeverbot die Südtiroler Frage aus der



Am Jahrestag seines Marsches auf Rom. Die faschistische Jugend jubelt ihm zu.

Welt schaffen zu wollen. Mussolini verteidigt Italien gegen den Vorwurf der Gewalttat, die er dadurch zu verkleinern sucht, daß er sagt, neben zwei Südtirolern seien ja noch viel mehr Italiener administrativ auf dürre Mittelmeerinseln verschickt worden! Der italienische Staat fühle sich durch die Südtiroler und ihre deutschen Volksgenossen jenseits der italienischen Grenze bedroht: die Gewaltmaßregeln des italienischen Staates seien also nichts anderes als Versuche, sich Sicherung zu verschaffen! Mussolini begründet sie, indem er jedes Recht eines anderen Volks-



Er nimmt im Hippodrom der Villa Gloria in Rom Parade ab.

können: für Europa ist er mit seiner naiven Brutalität kein Baumeister. Er wird umlernen müssen oder die Geschichte wird über ihn hinweggehen.

tums als des italienischen leugnet und frühere Zusagen zurücknimmt. Königsworte und feierliche Erklärungen von Staatsmännern aus vorfaschistischer Zeit hätten heute keine Geltung mehr. Mussolini mag alles mögliche sein. Er hat in seiner Behandlung der Südtiroler Frage gezeigt, daß er kein Held ist. Ein ganz Großer würde nicht so kleinlich handeln. Zu Hause hat er Ordnung machen

## Berüfsberatung des Daherum

### Der Filmschauspieler und sein Beruf.

Es gibt nur drei Wege, die zum Film führen: 1. durch die Komparserie, 2. durch die Filmschule und 3. über die Theaterbühne. Von diesen ist der erste eigentlich nur noch theoretisch möglich, tatsächlich führt er aber fast niemals zum ersehnten Ziel. Es liegt das daran, daß unsere deutschen Filmregisseure kaum einmal in den Reihen der Kompassen, wie die Statisten genannt werden, nach neuen Gesichtern und jungen Talenten Umhchau halten, so daß es tatsächlich ein Zufall ist, wenn ein Regisseur einen neuen Star im Heer der Kompassen entdeckt. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Amerika, wo oft genug Angehörige der ersten Gesellschaftskreise als Statisten mitwirken. Da diese über ein gepflegtes Äußere wie auch über ein tadelloses Benehmen verfügen, sind die amerikanischen Regisseure fast ständig auf der Jagd, um aus den Reihen der Statisten neue brauchbare Kräfte auszufindig zu machen. Bei uns in Deutschland kann man jedoch niemandem diesen Weg empfehlen!

Der zweite Weg über die Filmschule ist schon aussichtsreicher; er wird häufig von denen eingeschlagen, die da glauben, erst noch recht viel aus dem Filmwesen zu lernen, um dem Regisseur bei der Bewegung mehr zu gefallen. Das ist jedoch oftmals nur blinder Eifer, besonders dann, wenn man noch nicht einmal weiß, ob man ein Filmgesicht sein eigen nennen darf. Ist das nicht der Fall, so nützen dem Bewerber alle sonstigen Fähigkeiten nichts und er hätte sein Schulgeld besser sparen können. Zudem sind die Filmschulen ein eigenes, leider wenig erfreuliches Kapitel des Filmwesens; hat doch die Erfahrung gelehrt, daß es sich dabei fast ausnahmslos um regelrechte Ausbeutungsinstitute handelt, die auf die Unerfahrenheit junger Menschen spekulieren. Daher hat auch schon die Staatsanwaltschaft wiederholt Gelegenheit nehmen müssen, sich derartige Institute einmal unter Berücksichtigung des Strafgesetzes näher anzusehen. Es gibt natürlich einige rühmliche Ausnahmen, so z.B. die Staatliche Filmschule in München und die Ufa-Darstellerschule in Berlin. Zum Besuch einer solchen ist es aber wie gesagt immer noch früh genug, wenn man weiß, daß man sich zum Film eignet.

Die größten Aussichten bietet der dritte Weg über das Theater; bringt doch der Bühnenschauspieler schon etwas von dem mit, was zum Filmschauspieler gehört.

Hat jemand auf einer Schönheitskonkurrenz einen Preis erhalten, so ist das noch keineswegs eine Empfehlung zum Filmschauspieler! Denn schön sein allein genügt nicht. Im Geiste: ein Gesicht, das man sonst als typisch schön bezeichnen würde, kann in der Filmphotographie auf der Leinwand langweilig und geradezu unsympathisch wirken, während es auf der anderen Seite oftmals vorkommt, daß ein

gar nicht hübsches Gesicht zu einem gefeierten Star gehört. Von einem solchen Gesicht geht ein unbestimmtes Etwas, ein Fluidum aus, das den Beschauer sofort mit einem gewissen Bann an sich festhält, dem man sich nur schwer entwinden kann: es ist der Typus des interessanten Gesichts! — Ist einem solchen Gesicht auch noch die Fähigkeit gegeben, mit wenigen Mienen viel auszudrücken und auch innere, seelische Erlebnisse so darzustellen, daß sie auf den Zuschauer als wirklich erlebt, und nicht als künstlich gemacht wirken, so hat der Filmanwärter Aussichten bei seiner Bewerbung. Mimik und Darstellungsvermögen braucht der Filmschauspieler in viel höherem Maße als der Bühnenschauspieler, der seine Handlungen durch das gesprochene Wort unterstreichen kann.

Nun kommen noch die Anforderungen zweiten Grades, die an einen Filmdarsteller gerichtet werden: einwandfreies gesellschaftliches Benehmen und tadellose Manieren sind selbstverständlich; ein mindestens mittelmäßiges sportliches Können auf mehreren Gebieten (Schwimmen, Segeln, Tennis usw.) muß ebenfalls vorhanden sein. Kenntnisse in der Literatur, in der Kunstgeschichte, in der Trachtenkunde und vor allen Dingen in der Filmtechnik selbst sind sehr erwünscht. Doch können Lücken auf diesem Gebiet immer noch im Bedarfsfalle auf einer Filmschule ausgefüllt werden.

Kann ein junger Filmbegeisterner diesen Anforderungen einigermaßen gerecht werden, so mag er sein Glück beim Film versuchen, aber nur auf einem reellen Wege! Vor allen Dingen hüte er sich vor Schwindelunternehmungen von Filmschulen und vor Beteiligung an zweifelhaften Filmgesellschaften! Vorher sei er sich selbst aber ein strenger Richter, und wenn er merkt, daß nicht alle Voraussetzungen gegeben sind, dann lieber nach einem anderen Beruf umsehen; er erspart sich dadurch nur Geld, Zeit und vor allen Dingen die niederrückenden, entmutigenden Enttäuschungen!

Schließlich muß sich der angehende Filmschauspieler noch darüber vollkommen im klaren sein, daß sein Beruf mitunter auch manche Mutprobe von ihm fordern kann und muß, daß es nicht immer eine beschauliche, freudevolle Liebesszene vor der Aufnahmekamera ist, daß er auch oftmals Geistesgegenwart und kaltes Blut zu bewahren hat! — Denn das Publikum will seinen Helden in Gefahr sehen, um für ihn fürchten zu müssen und um ihm dann desto mehr zu jubeln zu können; es braucht das durchaus nicht jener so häufig beobachtete liebenswürdige Zug bei den Menschen zu sein, daß man es genießt, andere in Gefahr zu sehen, wenn man selbst in Sicherheit geborgen sitzt, — nein, hier ist es doch mehr ein allgemeiner Zug unserer Zeit: die Sucht nach Sensation, nach höchster innerer Spannung, nach einer Aufregung, besser gesagt, nach einer Aufpeitschung unserer überarbeiteten Nerven.

Gerhard Kunze.

# Die Waisenkinder von Bötefüer

## Roman von Marie Diers

10.

Die Villa, in die Mariechen kam, und dann auch das Zimmer mit rotseidenen Möbelbezügen, in dem sie warten mußte, zeigten starke Spuren des Verfalls. Das sah sie allerdings nicht. Im Gegenteil, das Verschlissene, Versteckte und Staubbige, das zu der hellen Sauberkeit des Waisenhauses im Gegensatz stand, schien ihr von einer Romantik, die Heimlich-schönes, noch nie Gekanntes verhüllte. Dann kam die Malerin, die sie nur ein paarmal dichtverschleiert hatte den Seeweg hinuntergehen sehen, in einem langwallenden, pfauenblauen Gewande. Sie hatte das Haar unordentlich, und aus vergilbtem, gefurchtem Gesicht sahen ein Paar stechende schwarze Augen. Sie nahm Mariechen die Quittung ab, sah zerstreut darauf nieder und fragte sie dann, ob sie gern ihre Bilder sehen möchte.

Das Kind wußte gar nicht, wie es zu der Ehre kam. Es wurde rot und stammelte eine Bejahung.

Nach hinten hinaus lag die Malerwerkstatt. Mariechen war in einem Rausch. Ringsum standen an der Wand und auf Staffeleien unfertige und vollendete Bilder.

„Die Kunst ist ein Fluch,“ sagte die Malerin.

Diese unerwarteten Worte lösten die Kinderzunge der kleinen Lammers. „Das Malen ist doch kein Fluch,“ sagte sie.

„Auch das Malen,“ sagte Fräulein Madelung.

„Aber das geht doch ganz öffentlich!“ rief Mariechen. „Das kann doch jeder und jeder sehen. Da lacht doch keiner, und Schelte gibt's auch nicht. Das ist nicht so klein und fröhlig wie Gedichte machen. Das ist so groß mit dem Pinsel.“

„Erzähl' mir von deinen Gedichten,“ sagte die Malerin.

Mariechen wurde rot wie Feuer. „Ich meinte doch nicht von mir selbst,“ sagte sie.

„Du schämst dich noch dafür,“ sagte die Malerin. „Es ist seltsam! Künstler schämen sich vor der Mittelmäßigkeit, statt daß es umgekehrt sein müßte. Aber die Mittelmäßigkeit schämt sich nie. Das ist ein Wahrzeichen. Darum sind wir Künstler so scheu. Darum führen wir ein so bitteres Leben.“

Nun kam das wunderbare Erlebnis. Fräulein Madelung erzählte Mariechen, als wenn dies eine erwachsene Berufss-

genossin wäre, ihre Lebensgeschichte. Nicht viel Üblicherkeiten, nur daß sie aus vornehmer Familie war und auch wohlhabend gewesen wäre, aber wie sie von Kind auf nur der Kunst gelebt hätte. Mariechen staunte sehr.

„Hat keiner Sie gescholten und ausgelacht?“ fragte sie.

„O, im Gegenteil, Kind. Mein Talent wurde wie eine Kostbarkeit angesehen, und ich selber geschont und behütet auf das allersorgsamste.“

Das konnte das Kind nicht fassen. Wie war das möglich? Wie mußte einem dabei zumute sein?

„Konnten Sie denn da auch kochen und fegen und Wäsche waschen?“ fragte sie zaghaft.

„Was fragst du da! Ich habe mir nie einen Finger naß zu machen brauchen. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen schmußigen Scheuerlappen angefaßt. Das mögen Leute tun, die kein Talent besitzen. Aber mit dir scheinen sie zu verfahren, wie mit Pegasus im Joche. Arme Kleine! Bringe mir einmal deine Gedichte!“

Sie erzählte dann noch, daß ihr Vater bankrott gemacht habe, daß sie verarmt sei und von den Resten ihres Vermögens lebe. „Wenn die Mittelmäßigkeit nicht eben die Mittelmäßigkeit wäre, dann würden meine Bilder gekauft und mein Ruhm die Welt überstrahlen. Aber nun lebe ich hier arm und unberühmt in diesem jämmerlichen Erdensleck. Ein Lichtpunktchen ist mir, in anderen den göttlichen Funken zu entdecken, der mein Leben verbrannte.“

Jedes dieser Worte wiederholte sich die kleine Lammers. Unaufhörlich hörte sie diese seltsame, heisere Stimme dieselben Sätze sagen, sah das gelbliche Gesicht mit den Furchen, das ihr noch durch die Träume spukte, zugleich anziehend über alles Maß und doch wieder abstoßend und erschreckend.

In welcher Welt hatte die Malerin gelebt! Bewundert schon als Kind — nein, man konnte sich nicht vorstellen, wie das für einen selbst in Betracht kommen könnte.

Wenn sie sich das dachte: Ihre kleinen Hestchen plötzlich nicht mehr versteckt, auf dem Boden oder im Garten unter einem großen Stein. Nicht die Angst vor Entdeckung mehr im Nacken. Gar nichts in der Wirtschaft tun zu brauchen, nicht mal Lampenpußen, das waren alles untergeordnete



Susanna im Bade. Ausschnitt aus dem Gemälde von Albrecht Altdorfer in der Älteren Pinakothek zu München. Um 1526.  
Aus der Monographie Albrecht Altdorfer von Dr. Gg. Jacob Wolf (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig).

Beschäftigungen. Jeder sprach von ihren Gedichten, selbstverständlich war, daß alle davon wußten. Und sie hatte den Kopf hoch. „Meine Gedichte!“ Und sie wurden gedruckt im Goldband und lagen im Schaufenster, und sie hörte eine Dame auf der Straße zu der andern sagen: „Was schenken Sie Ihrer Tochter zu Weihnachten?“ — „O, den neuesten Gedichtband von Marie Lammers. Der muß in jedem gebildeten Hause auf dem Weihnachtstisch liegen.“ — „Ach, dann will ich ihn mir auch kaufen.“ — „Ja, Liebe, sonst bleiben Sie in der Bildung zurück.“ Und die Gedichte auf den Kaiser und Kronprinz, die kamen dann an den Hof und lagen auf dem glanzüberstrahlten — —

Er war kein Wachskopf. Er hatte sich gesagt: „Jetzt laß sie mürbe werden. Wenn sie schon weint, fängt's bereits an. Den heilsamen Vorgang nicht stören. Laß sie mal dieselbe gräßliche Angst ahnen, die ich gehabt habe. Drei Tage gehst du nicht heraus. Heut ist Montag, Dienstag und Mittwoch wird sie mich nicht sehen. Trage Holz und laß Gott kochen. Fasse nicht dazwischen. Einmal gegen ihren Dickkopf das Spiel verloren, heißt es für alle Zeit verloren zu haben. Jetzt nicht schlapp machen, dämliches Herz.“

Montag ging's noch. Da hielt's noch vor. Dienstag war's zum Umbrechen. Es war ein Tag, wie er ihn nicht wieder erleben wollte. Nicht wegen der Liebesqual allein, die war noch nicht einmal das Schlimmste. Aber daß er die Achtung vor sich selber verlieren müßte. Im Geist brach er sein Gelübde zehnmal. Zehnmal war er in seinen Gedanken schon oben. Daß er es nicht in Wirklichkeit war, löschte dies innere Schlappmachen nicht aus. Er verfluchte die ganze Liebe überhaupt, die ihm sein Bestes vom Besten, das Gefühl seines männlichen Willens nahm. Daß seine Beine nicht da ließen, wo seine Gedanken immerfort ließen, war kaum zu rechnen. Er nannte es einen mechanischen Vorgang. Es konnte ebensogut auch geschehen. Sein ganzer innerer Kerl war nichts mehr wert.

Der Teufel hole die Liebe.

Das war derselbe Tag, an dem Lise mit Mariechen Lammers das Garn abwickelte und sich gar nicht mehr so aufregte, sondern als heimliche Siegerin fühlte. Das heißt, nicht als Siegerin triumphierend und Pantoffel schwingend über dem Liebsten, sondern als siegende Kämpferin für das Rechte und den gesunden Menschenverstand, gegen unvernünftige Einfälle und vollkommene Unmöglichkeiten. Daß er an diesem Tage nicht heraufkommen würde, hatte sie sich nach seinem Abgang und seiner ganzen hartschädeligen Art schon gedacht. So waren die Männer. Er würde schon wieder gut werden. Vielleicht kam er morgen, übermorgen aber ganz gewiß.

Diese Nacht schließt sie ganz schön.

Es nicht. Er hatte das harte Kopfkissen der Selbstverachtung. Es waren lauter spitze Steine darin. Mitten in der Nacht stand er auf. Er war nicht so kindlich wie seine Braut, sich vor den eigenen Schritten zu fürchten. Kleidete sich an, ging auf die Straße, in bitterkalter Winternacht. Aber er ging nicht in der Richtung der Seehöhe, sondern in die graue Weite der Felder hinaus.

Der Mond stand im letzten Viertel. Die Bäume und Sträucher waren zu erkennen. Schneeflocken leuchteten im braunen Acker. In den Wagengleisen stand dünnes Eis, über das er krachend trat.

Er sagte sich, daß die Sache nicht zum Spazieren war. Sie stand tatsächlich auf des Messers Scheide.

Seine inneren Kämpfe von gestern waren nicht übertrieben. Das Gefühl der Selbstverachtung verließ ihn langsam. Angesichts der wirklichen Entscheidung konnte er sich Schmerz und Qual nicht verbieten. Er durfte sich sogar eine Schwäche verzeihen, bei der kein menschliches Auge zugeschaut hatte.

Es handelte sich ja nicht um einen kleinen bräutlichen Streit. Es handelte sich tatsächlich um das, was er schon ihr gegenüber mit Namen genannt hatte: um Biegen oder Brechen. Ein Mädcheneigeninn kann reizend sein, aber wenn er sich in der Ehe behauptet, wird er unmittelbar zum Verhängnis. Von allem, was das Leben wert und schön machen sollte, bleibt Bruch zurück, wenn der Mann die Segel vor der Frau streicht.

Es war ein für allemal unmöglich, daß er in dieser Waisenhausache nachgab.

Warum?

Der nachtdunkle Gang, die kalte Frostluft tat ihm an Leib und Seele wohl. Es war, als wenn alle Wirrnis im Innern sich merkwürdig löste, als fänden geradeher ein Klärungsvorgang statt. Die Dinge verloren das Brennende, wild Durcheinanderstürzende und stellten sich straff und in ihrer wirklichen Wesensform in Reih' und Glied.

Vier Gründe gegen den Waisenhausplan hoben sich scharf heraus.

Erstens: Ich will kein Einheiraten. Meine Frau kommt zu mir, nicht ich zu ihr.

Zweitens: Ich teile meine Frau nur mit meinen fünfzigen Kindern, sonst mit niemandem auf der Welt, und meine Kinder sollen sie nicht mit zwanzig andern teilen.

Drittens: Meine Praxis würde durch die Entfernung erschwert.

Viertens: Ich hab's nun einmal gesagt.

Das steht fest. Daran ist kein Rütteln. Hierüber ist überhaupt kein Reden, Fragen, Streiten mehr möglich. Dies liegt auf anderem Gebiet.

Wird sie nachgeben — oder nicht?

Vielleicht — ja.

Vielleicht — nein.

Sie liebt mich — o ja. O — ja!

Aber vielleicht ist ihre Liebe schwach. Vielleicht ist ihr Eigensinn so stark, daß sie lieber auf ihre Liebe verzichtet als ihn beugt.

Dann könnte ich immer noch glauben, ihn in der Ehe zu brechen. Traue ich mir das nicht zu? — Unter ihm krachte eine gefrorene Wasserlache vom Tauwasser. Aus dem Bütower Windloch pfiff es ihm scharf gegen Stirn und Wangen. Es fühlte eifig die aufsteigende Hitze im Blut, die aufwimmernde Herzensnot.

Nein — ich traue es mir nicht zu — —

Er kehrte um. Mensch, wenn dich hier jemand trifft! Hier sind keine Kranken, die du vorschicken kannst. Trage deine Not nicht auf die Landstraße.

Wenn der erste Schlag fehlgegangen ist, gehen alle fehl. In der Ehe ist das so. Man kennt's an hundert Beispielen.

Die Sache ist nicht zum Spazieren mehr. Heute lass' ich ihr noch Zeit. In dieser Wartezeit erkenne sie schon den Ernst der Lage. Und heute, am kommenden Tag, werden meine jammernden Wünsche nicht immerfort vor meinen Füßen herumlaufen. Die Schwäche ist — wohl vorüber —

Unterdessen war Lise doch nicht ganz so stark und kühl geblieben, wie sie erst gedacht hatte, als er am Mittwoch auch nicht kam.

Wie sie abends durch die Schlafräume ging, stand ihr das Weinen hinter den Augen. Sie beneidete Mariechen Lammers und Lene Wachsmuth, selbst den hübschen Fratz, das Friedchen Franke. Die klagte weinerlich über Kopfschmerzen. Dachte natürlich, sie werde damit wenig Glück bei der Waisenmutter haben, aber da saß die schon auf ihrem Bettrand und hielt ihr die kühle Hand auf die allerdings heiße Stirn. Alles, was litt und klagte, stand ihr heute abend näher als das Gesunde, Sorglose. Sie dachte daran, wie sie sich Friedchens hatte annehmen wollen, dann war der schreckliche Zank dazwischen gekommen. Ach ja, der schreckliche! Wer konnte denken, daß Erich solange böse sein konnte! Vielleicht war alles — ach nein, das nicht ausdenken!

Am liebsten wäre ihr gewesen, Friedchen wäre so krank gewesen, daß sie die Nacht hätte wachen müssen. Sie graute sich vor dem Zubettgehen. Die schlimmsten Gedanken fallen dann über einen her, und man ist ganz machtlos und verlassen. Aber Friedchen tat ihr doch nicht diesen Gefallen, sie war schon trotz ihrer Weinerei nahe am Einschlafen. Die Hängelampe brannte noch, Lise löschte sie erst immer beim Hinausgehen. In dem schwachen Schein lag der rothaarige Kopf auf dem Kissen wie ein Märchenbild. Lise dachte: „Jetzt halte ich ihr eine Moralrede, jetzt muß sie stillhalten. Dabei geht auch für mich wieder ein Stückchen von der schrecklichen Nacht weg.“

„Frieda,“ sagte sie, „wie du dein Haar da löse über dem Kissen hast, das soll nun mal wieder was sein. Ein Mädchen, das auf sich hält, flehtet sich die Zöpfe abends und morgens fest und steckt sie an. Aber du bist kein Mädchen, das auf sich hält.“

Friedchen machte die verschlafenen Augen halb auf.

„Mir tut der Kopf so weh,“ sagte sie bloß wieder.

„Dein Kopfweh ist gar nicht so schlimm,“ sagte Lise. „Ich

merk' schon, wenn ich die Hand drauf halte, vergeht's. Es ist viel wichtiger, ob du ein ordentliches Mädchen wirst oder schließlich so eine wie die Mollsch."

„Jetzt riß das Mädchen aber doch empört die Augen auf.

„Ich kann doch nicht der Mollsch verglichen werden! Das ist doch doll! Ich bin doch aus gutem Stande!"

„Auf Rang und Stand kommt's nicht an. Mädchenehre gibt's in jedem Stand, und Mädchenuhre auch."

„Ich weiß gar nicht, warum du mich anpasterst, Lise-

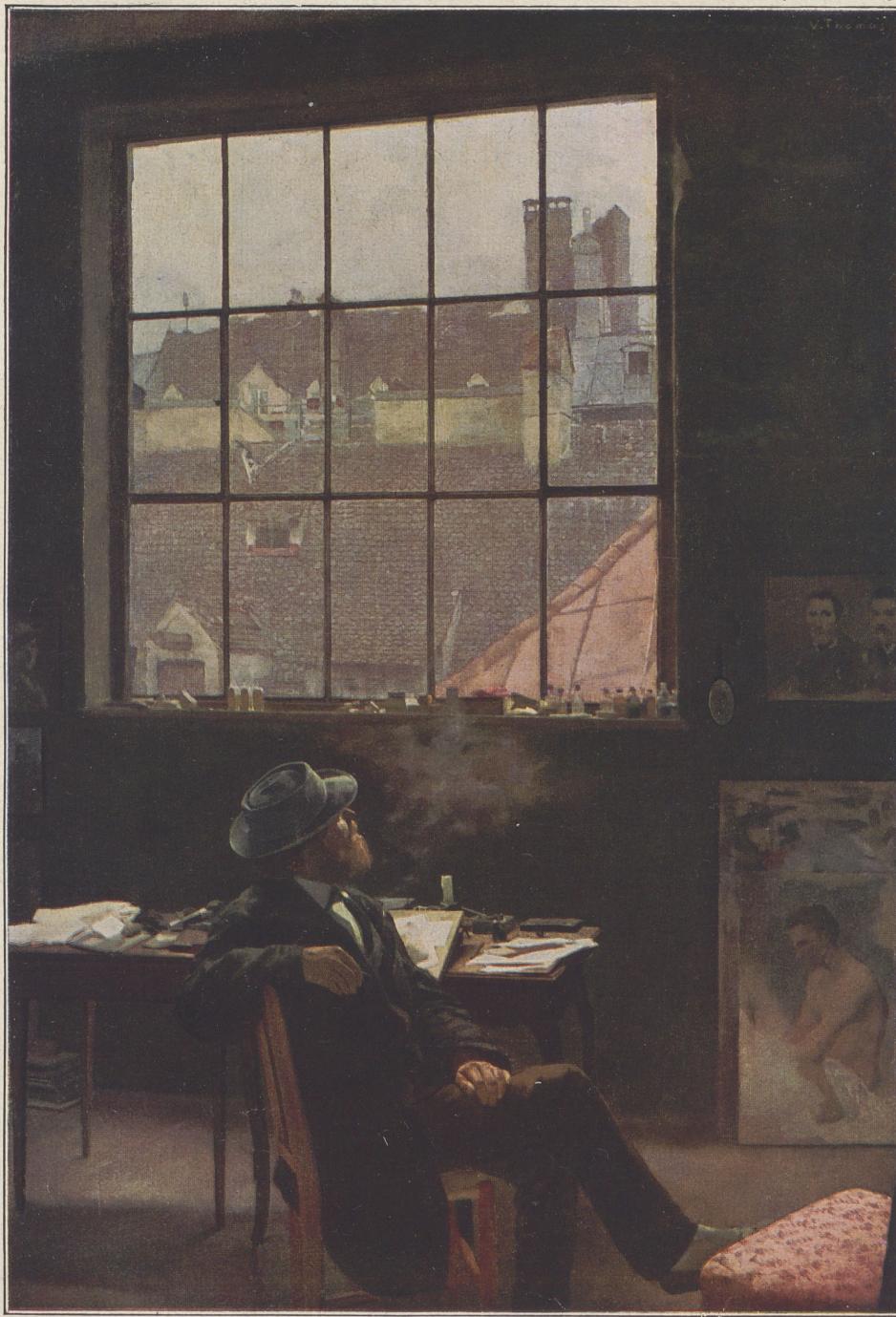
garten. Ein paar Wochen weiter, und das neue Sprießen und Wachsen fängt hier schon wieder an. Ach ja, ein paar Wochen — wie wird dann alles sein?

Ihr war bang und einsam zumute, wie einem verlassenen Kind. Das Bangen saß ihr so heiß ums Herz. „Was tu' ich? Was tu' ich? Soll ich zu ihm gehen? Das kann ich doch nicht! Wenn er mich lieb hat — —"

Da kamen die ersten Tränen.

Sie umfaßte den dünnen Stamm eines jungen Pfauen-

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft. Charlottenburg.



Künstlerträume. Gemälde von Victor Thomas.

mutter," sagte Friedchen gähnend. „Ich hab' ja gar nichts getan. Das ist wohl bloß, weil Herr Doktor all die Tag' nicht gekommen ist? Ich weiß schon!"

Bauz, hatte sie eins weg an ihren rotumflirrten Kopfschmerzenskopf. „Düftiges Balg!" Die Waisenmutter war schon auf den Füßen, pustete die Lampe aus und ging davon. Nun hatte man den Ärger noch obenauf gepackt gekriegt.

Sie schlief dann doch besser, als sie gedacht hatte. Herz und Nerven waren noch zu gesund. Aber im Morgengrauen stand das Wartegespenst des vorigen Tages wieder vor ihr.

Es war Sonnenschein und weiche Luft. Etwas wie allererstes Vorfrühlingsähnliches lag über der Erde. Lise wollte nicht warten. Sie ging in den winterlich toten Gemüse-

bäumchen und lehnte den Kopf dagegen. Der wilde Schmerz schüttelte sie.

„Er liebt mich nicht mehr! Er liebt mich nicht mehr!"

Sengpiel, der im Hof am Gartenzaun Dung auf die Karre lud, sah sie stehen und weinen. Er hatte ihr erst mißtraut bis auf den Grund, jetzt hatte er langsam angefangen, sie hochzuschäzen. „Wat het de Diern to rohren? De steiht doch niks ut. Wenn ein' Diern rohrt, denn is dat üm den Schatz. Het der sei sitten laten? Denn soll hei doch glied — äwer nee, da kümmt hei jo."

Er kam. Er kam über den Hof, da er drinnen alle Stuben abgesucht hatte. Der alte Sengpiel hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Der durfte die Dirn nicht weinen



Flußlandschaft. Gemälde von Anton Müller-Wischin.

sehen, zumal wenn er selbst dran schuld war. Sowas durfte der sich gar nicht erst einbilden. Und kaltblütig, da der Doktor ihn nach ihr fragte, schmiß er den Dung weiter auf die Karre und sagte: „De is up de böbelste Böhn. Krupens man rup, dor warms ehr all finnen.“

Und als er weg war, rief er gedämpft über den Zaun: „Lising, de Doktor is in Hus. De krupelt up'n Rökerboden rüm. Lat di man Tied. De kann sach'n bätten Rökern verdragen.“

Wie Lise das hörte und das Schelmengesicht des alten Grobian über den Zaun lugen sah, fiel plötzlich all ihr Jammer zusammen wie eine angestochene Luftblase. Er war gekommen. Alles Schreckliche war nicht wahr. Das furchterliche Warten brauchte heute nicht zu sein! Ach, ihr süßer Schatz! Wie sie ins Haus kam, horchte sie die Treppe hinauf. Ja, wahrhaftig, sie hörte ihn oben stampfen. Es war ihr gleich klar, daß oll Sengpiel ihr Geschluchze mit angesehen und ebenso wie gestern abend Friedchen Franke abschulicherweise gleich den Grund erraten hatte. Und nun hatte der brave alte Bursche aus Rache für sie ihn nach oben geschickt. Ihr kam das Lachen, obwohl ihr noch die Wimpern naß waren. Ja, ein bißchen Räuchern schadete ihm nichts. Warum war er so?

— Sie blieb in der Halle stehen, bis sie ihn wieder herunterkommen hörte. Als er auf dem letzten Treppenabsatz stand, sah er sie. Ihr plötzlicher Anblick schlug ihm ins Gebein. Er hatte schon gedacht, sie wolle sich nicht mehr von ihm finden lassen. Er wurde dunkelrot, aber beim Herabkommen, unter der Wucht der inneren Gegenstöße, trat sein Blut zurück, und er war aßfahl, als er neben ihr stand. — „Dummer!“ sagte sie.

Es war ein zärtlicher Laut. Ach, es war ein noch zärtlicheres Blicken. War ihr süßes, klares Gesichtlein schon je ihm zugekehrt gewesen voll solcher Liebe?

Im ersten Augenblick dachte er: „Mehr als Himmel und Erde liebe ich dich!“ Im zweiten: „Es schmeißt mich um —“

Die holdeste Liebe schlug die Flügel um sie zusammen. Eine Weile hörten und sahen sie nichts. Sie fühlte das dumpfe Schlagen seines Herzens an ihrem Schürzenlatz.

Langsam lösten sie sich voneinander. Die Sonne schien in die Hallenfenster. Die weißen Türen sahen sie lächelnd an.

Ist nun alles gut?

„Du warst hundert Jahre weg,“ sagte Lising. — Ach, alle Sängerhöre und alle Musik aller Zeiten waren nichts gegen das süße Klagen dieses Stimmleins!

„Hundert Jahre und nie mehr!“ sagte er. „Das Schicksal will nicht unsere Trennung.“

„Der liebe Gott will's nicht,“ verbesserte sie ihn. „Das dumme Schicksal, das ist ja gar nichts.“

„Nenn's, wie du willst, du süß' Gesicht,“ sagte er.

„Wir wollen in die Stube gehen,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, scheint die Sonne immer so schön?“

„Nein, erst seit dieser Viertelstunde. Komm hinein, laß dich von ihr bescheinen. Sie hat noch nie etwas so Reizendes gesehen.“

„Du oller Schmeichler, laß doch den furchtbaren Unsinn. Wir wollen doch lieber in die Stube gehen, hier kann jeden Augenblick jemand kommen.“

„Ja, ja, mien lütt Sötschnut. Sollst auch immer recht haben.“

„Na? Wenn das Wort eine Brücke ist!“

Sie waren plötzlich sorglos, weggeschwemmt all die großen, schweren Steine, verweht der wilde Seelenkampf.

— Wie sie gemeinsam umschlungen zur Tür gingen, kamen kleine Trippelschritte von oben herab. Sie sahen sich unwillkürlich um. Ach, weiter nichts. Bloß Stöffing und Wieting, die, wie immer, Hand in Hand die Treppe herunterkletterten.

„Wo wollt ihr denn hin?“

„In de Köf,“ sagte Stöffer kurz und entschieden.

„Wat willt ji in de Köf?“

„Wieting het Döst krägen. De will wat to drinken hem.“

„Äwer ut'n Blechtopp. Dat ji mi nich an de Gläser geiht.“

„Nee, nee.“

Lise stand einen Augenblick und sah dem kleinen Gespann nach. Ach Gott, sie hatte dies lütte Kropfzeug doch zu und zu gern. — Ein leiser, ungeduldiger Druck an ihrer Seite. Was blickt sie denn stehen?

Da ging es wie ein jähes, dunkles Angstgefühl in ihr hoch. Untergesunkenes tauchte wieder aus dem Wellensturz der letzten Minuten auf. Mien oll Gören! Mien oll Gören! —

Und wie sie in die Stube hineinkamen, war alles wieder da. Es war Herrn Justizrats Stube. Sie hatten keine große Auswahl. Entweder saßen sie im Eßsaal, der war geheizt, oder im ebenfalls warmen Plättstübchen daneben. Oder sie drückten sich in Schlafräumen herum. In ihre Dachkammer wollte sie ihn ums Leben nicht bringen. Frau Justizrats Stube mit all den guten Möbeln war zugedeckt, eingekämpft. Der große Bücherraum mit der Glastür war trotz der Kälte immer noch der schönste. Durch Erinnerungen geheiligt, durch den Abstand vom Tagesleben geweiht. Eine ganz besondere Lust wehte hier.

Erich sah sogleich, daß etwas anders geworden war zwischen dem Öffnen und Schließen der Tür. Oder eher schon? Auch in ihm war das Gewesene nicht so tief versunken, daß es nicht jählings wieder emporstieg.

„Was ist dir?“ fragte er mit plötzlich rauher Stimme.



Parival. Tempera-Zeichnung von Hans Stadelmann



Sie sah ihn mit angstvoll großen Augen an. „Erich, das tuft du doch man nicht —“

Alles stürzte zusammen. Er wurde falkbleich.

„Erich, mien leiven Jung! Ich will allens dohn! Ich will di entgegenloopen, wenn du von de Kranken kümmt. Ich will für di leben und sterben. Awer doh dat nich! Mi nich hier furthalen! Nee, nee! Nich von de Kimmers furt! Stah dor nich so stief und kolt!“ jammerte sie. „Ering, mien Jünging, wi hem uns doch heid' so leiw!“

„Lise,“ sagte er und reckte sich auf. „Komm, setz' dich her. Höör' ganz genau zu, meine liebe Dirn. Ich sag' dir jetzt alles, einmal und dann nicht mehr. An dieser Aussprache hängt alles. Unsere Liebe, unser Glück und die ganze lange Zukunft. Wenn du jetzt versagst, mein lütt Dirn, dann ist es nichts mehr mit uns. Dann gehen wir heute noch auseinander. Ich werde mich dann gleich fortmelden. Du kannst dann hierbleiben bei den Kindern, die du mir vorgezogen hast. Es ist dann, als wenn nichts gewesen, als wenn ich gar nicht hiergewesen wäre.“

„So —“ sagte Lise.

Nach der hohen Spannung, der unmittelbaren Liebesgewalt, die sie erfaßt hatte, war ihr, als gäße ihr jemand einen Kübel voll getauten Eises über Kopf und Rücken. — So dachte er? So wenig hielt er von ihr, daß er gleich ganz ruhig davon sprechen konnte, daß sie auseinandergehen wollten? Woran sie beinah sterben konnte, das war ihm weiter nichts?

Und von dieser einen Viertelstunde sollte alles abhängen. Nicht einmal kämpfen wollte er um sie. Sich gar nicht sagen lassen, wie ihr zumute war. Sie sollte nur biegen oder brechen, wie er schon einmal gesagt hatte. Den Kindern einfach Lebewohl sagen, allen — den lütten Pagels, und Wulf und den großen Dirns, die so schön bei ihr gelernt hatten, und dem Andreas mit seinem Bücherlesen und Fritzing Moll,

der doch erst zurechtgebracht werden mußte, sonst würde er ja ein richtiger Dieb und Galgenvogel. Und mit Johann Wagner war sie auch noch lange nicht am Rand, der sagte einer anderen Waisenmutter ja gar nicht seine Gedanken, die halb falsch und halb gar nicht so falsch waren, und Ule — und Jöching und Berning Lebahn, die solchen Slusuhr zum Vater gehabt hatten und hier noch keinen halben Kreuzer stibitzt, und auf Mariechen Lammers mußte auch aufgepaßt werden, sonst ging's ihr bei ihrer Dummigkeit mal im Leben zu schlecht, und Friedchen wollte sie doch auch noch betun, weil die solche Mutter hatte — bloß Emil Ludwig, der konnte ihretwegen aus dem Kahn herausfallen; wenn es lauter solche Kinder gewesen wären, dann hätte sie Erich gleich nachgegeben — aber es waren doch alles keine solche. Und von all ihren Gören sollte sie mir nichts dir nichts weg?

Es wuchs wie eine Eisfäule in ihr auf, die stieg bis in den Hals. Es war alles nicht wahr gewesen. Er wollte sie vielleicht nur los sein, darum hatte er solche Eile. Er wollte ja auch weg. Und sie hatte sich mit ihrer Liebe von ihm bloß zum Spott gemacht —

„Dann können wir uns ja trennen,“ sagte sie.

Er fuhr auf, grünbleich war er im Gesicht. Das sah sie doch. „Ist das dein Ernst?“ fragte er zwischen den Zähnen.

„Ich denk', es ist deiner,“ gab sie trozig zurück.

Er schüttelte den Kopf, auch ihm schien es als etwas Unbegreifliches. Dann ging ein Straffen durch seine Gestalt. Wilde Blize überzuckten sein Gesicht.

„Gut,“ sagte er mit steinharter Stimme. „Es mag am besten sein. Es wäre doch nichts daraus geworden. Biegen oder Brechen. Es ist gebrochen. Es ist dann gut.“

Er sah sie noch einmal an, mit zusammengebissenen Zähnen. Gab ihr nicht die Hand, ging hinaus.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

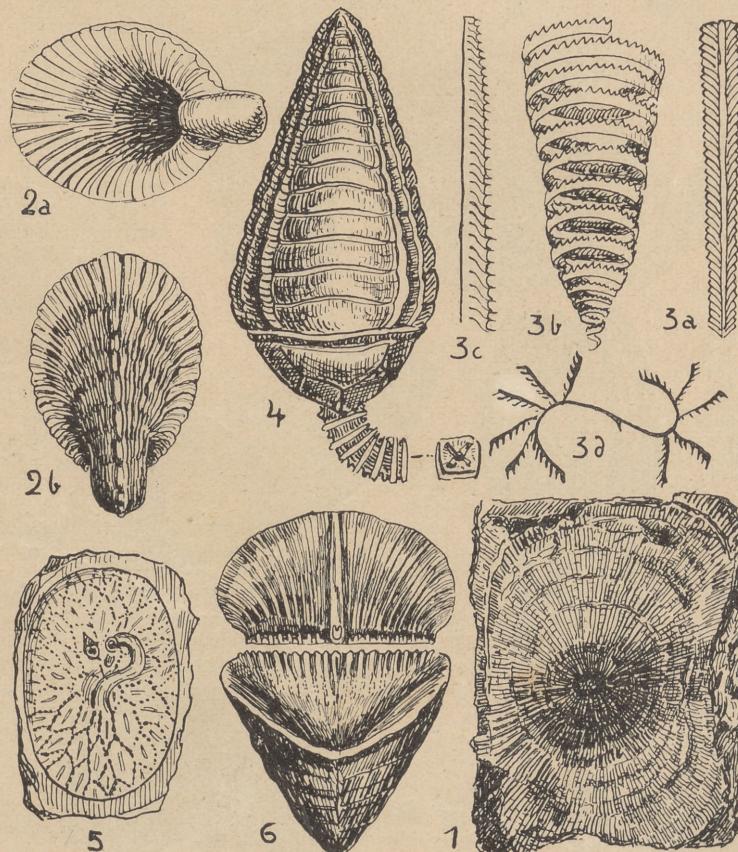
## Die Denkmünzen der Schöpfung. Von Dr. Emil Carthaus.

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Dr. Hans Joachim Wagner.

Die Gesteinschichten der festen Erdrinde sind wie Blätter eines vom Weltköpfer selbstgeschriebenen riesenhaften Buches. Die Buchstaben in diesem inhalatreichen Buche bilden die Versteinerungen oder Petrefakten. Cuvier und Lamarck waren es, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts als erste nachwiesen, daß es sich bei den Versteinerungen um Reste von ausgestorbenen Tier- und Pflanzenarten aus verschiedenen Zeitaltern handele und die ihren anatomischen Zusammenhang mit den jetzt lebenden darlegten. Weitere Forschungen ergaben, daß für jede Erdformation bestimmte Versteinerungsformen bezeichnend sind.

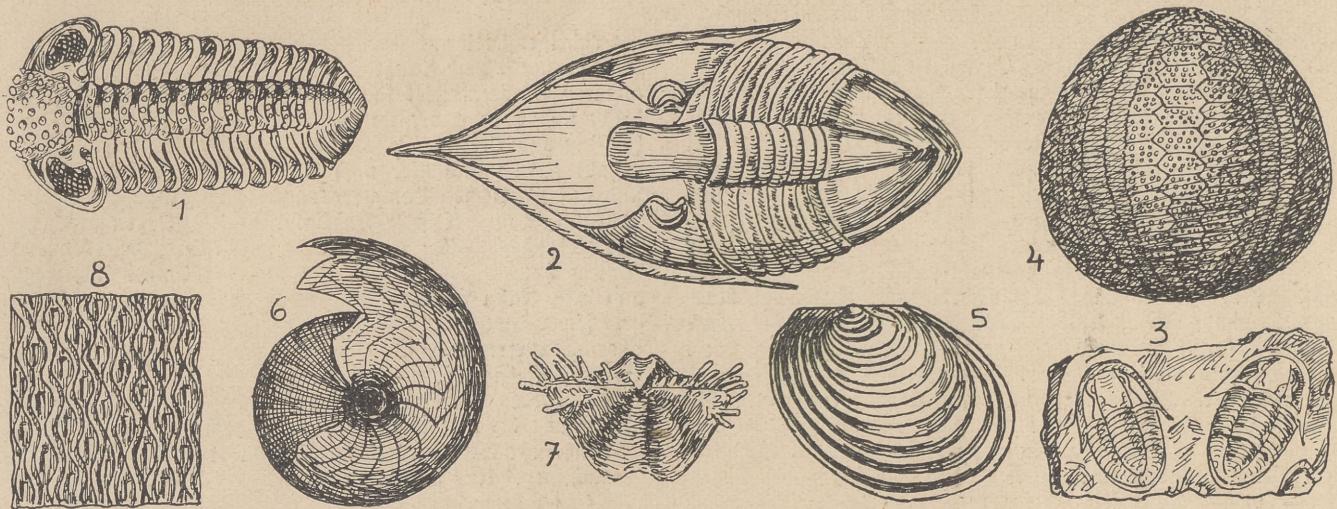
An der Hand eines sehr umfassenden Vergleichungsmaterials von Versteinerungen konnte es also der geologischen Wissenschaft gelingen, das Alter der verschiedenen Erdschichten zu bestimmen, freilich bisher nur insoweit, als es sich um Erdzeiten, nicht um nach Jahren gemessene Zeiten handelt. Und dazu kommt noch, daß die urältesten Formen des organischen Erdensebens keine erkennbaren Spuren als Versteinerungen hinterlassen haben, einerseits deswegen, weil die schon außerordentlich alten Gesteinschichten, worin jene zu suchen wären, im Laufe der Zeit weitgehende mechanische und chemische, feinere Gebilde verwischende Umwandlungen

erfahren haben, anderseits auch aus dem Grunde, daß die ältesten irdischen Lebewesen wohl fast ausschließlich zarte, noch nicht durch feste Körpergebilde der Versteinerung zugängliche Organismen waren. In dem ältesten, deutbare Versteinerungen einschließenden Schichtensystem, dem Prökambrium, finden sich diese nur so spärlich, daß man meistens gezwungen ist, das Alter der zu ihm gehörigen Gesteinschichten mit Hilfe ihrer Lagerungsverhältnisse und petrographischen Beschaffenheit festzustellen. Ganz anders verhält es sich schon mit den Gesteinsbildungen des auf das Prökambrium unmittelbar folgenden Kambrisums. Da haben wir es zum Beispiel in den versteinerten, gar nicht seltenen Archäocyathiden — Korallen oder vielleicht Kalkschwämmen von sehr primitivem Gepräge — mit Petrefakten zu tun, die ausschließlich dieser Formation angehören, von denen also jedes Exemplar zur geologischen Altersbestimmung völlig ausreichend ist. Weit reicher an solchen genau auf ihr Alter hinweisenden Versteinerungen, sogenannten Leitfossilien, sind aber schon die Schichten der unmittelbar nach dem Kambrium abgelagerten Silur-Formation. Als sehr bezeichnend für sie und in den meisten Arten auf sie beschränkt seien hier vor allem die Graptolithen genannt, die Überreste wahrscheinlich sehr niedrig



Tafel I. Charakteristische Versteinerungen der geologischen Primärzeit.

1. Eine für das Kambrium bezeichnende Koralle (*Archaeocyathus*).
2. Gebäude von Trematonotus, einer Meereschnecke der Silur-Periode.
3. Skelette von Graptolithen, Pflanzentieren, die nur in der Silur-Periode gelebt haben.
4. Kelch von einer Seelilienart (*Cupressocrinus*), deren Lebenszeit auf die Devon-Periode beschränkt war.
5. u. 6. Zwei sehr merkwürdige urweltliche Korallenarten (*Pleurodictyum* und *Calceola*), die versteinert allein in der Devon-Formation zu finden sind.



Tafel II. Für die geologische Primärzeit bezeichnende Versteinerungen. 1. u. 2. Zwei urweltliche Krebsarten, von denen die eine (Phacops) auf das Devon, die andere (Megalaspis) auf das Silur beschränkt erscheint. 3. Eine ähnliche, ebenfalls als Trilobit bezeichnete Krebsart (Phillipsia), deren Vorkommen in die Steinkohlen-Periode fällt. 4. Schale von Palaeochinus elegans, einem ähnlichen Seet-igel aus der Steinkohlen-Periode. 5. Eine für die Steinkohlen-Periode sehr charakteristische Meeresmuschel (Possidonia Becheri). 6. Schale von einem der als Goniatiten bezeichneten Vorläufer der Ammoniten, dessen Art ebenfalls bezeichnend für die Steinkohlen-Formation ist. 7. Gehäuse von einer für die Perm-Periode charakteristischen Art der Brachiopoden, Verwandten unserer Meeresmuscheln. 8. Ein Stück versteineter Rinde von Lepidodendron, einer riesenhaften Bärlapp-Art der Steinkohlen-Periode.

organisierter merkwürdiger Pflanzentiere. Darunter kennen wir eine Menge zum Teil seltsam gestalteter Armfüßler-, Muschel- und Meereschneckenarten, die allein in der Silur-Formation zu finden sind, wie die Trimerelliden und verschiedene Arten des Geschlechts *Bellerophon*. Auch die auf die

von jenen wunderlich gestalteten Baumfarnen bezeichnend, die man unter dem Namen der Schuppenbäume (Lepidodendron) und Siegelbäume (Sigillaria) so häufig abgebildet findet. Von den Leitfossilien der im ganzen an Versteinungen recht armen Perm-Periode sei hier nur die von einer Armfüßler- oder Brachiopodenform — Productus horridus — angeführt.

Überschaut man die aus dem paläozoischen Zeitalter herrührenden Versteinungen in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich, daß diesem ganzen Formenkreise eigenartig organisierter Tiere und Pflanzen angehörten, von denen sich nur ganz vereinzelte Individuen und Arten in das folgende mesozoische Zeitalter, die Sekundärzeit, hinüberretteten. Wo man also in fest anstehenden Schichten versteinerten Vertretern dieser Formenkreise begegnet, kann man sofort fast mit Sicherheit sagen, daß es sich um Ablagerungen aus der Primärzeit und keine jüngere handelt. Es genügt hier auf die Trilobiten sowie die Orthoceratiten und Goniatiten hinzuweisen. In den Trilobiten haben wir abenteuerlich gestaltete Seekrebs mit eigenartlicher Dreiteilung des Körpers sowohl der Länge als auch der Breite nach vor uns. Da sie in der älteren Primärzeit zu erstaunlicher Verbreitung gelangten und schon in der Steinkohlenperiode plötzlich aussterben, so bilden sie ausgezeichnete Leitfossilien um so mehr, als jede For-

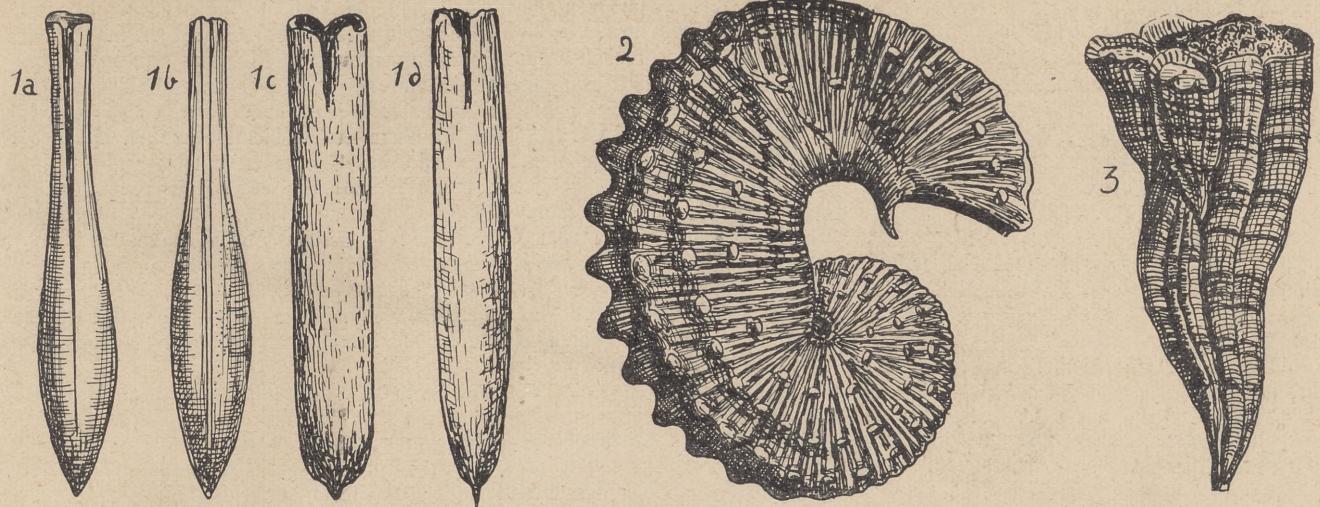


Tafel III. Als Leitfossilien dienende Ammoniten-Arten. 1. Eine für die Steinkohlen-Formation bezeichnende Goniatiten-Art. 2. Eine nur aus der Trias-Formation bekannte Art von dem sehr alten Ammoniten-Geschlechte Ceratites. 3. u. 4. Für die Jura-Formation bezeichnende Ammonitenarten, von der Seite und von vorn gesehen.

Silur-Periode folgende Devon-Periode hat ihre besonderen, nur ihr eigenen kleineren Meeresformen, wovon hier die des Armfüßler-geschlechts Stringocephalus, des Stachelhäutergeschlechts Cupressocrinus sowie der seltsamen Deckelkoralle Calceola sandalina genannt seien. Das gleiche gilt von der auf das Devon folgenden Steinkohlenformation und der das ganze paläozoische Zeitalter oder die Primärzeit beschließenden Perm- oder Oryas-Periode. Für die Steinkohlenperiode sind neben zahlreichen anderen typischen Versteinerungen, wie Possidonia Becheri und Palaeochinus elegans, die Abdrücke von Rindenstücken gewisser Arten

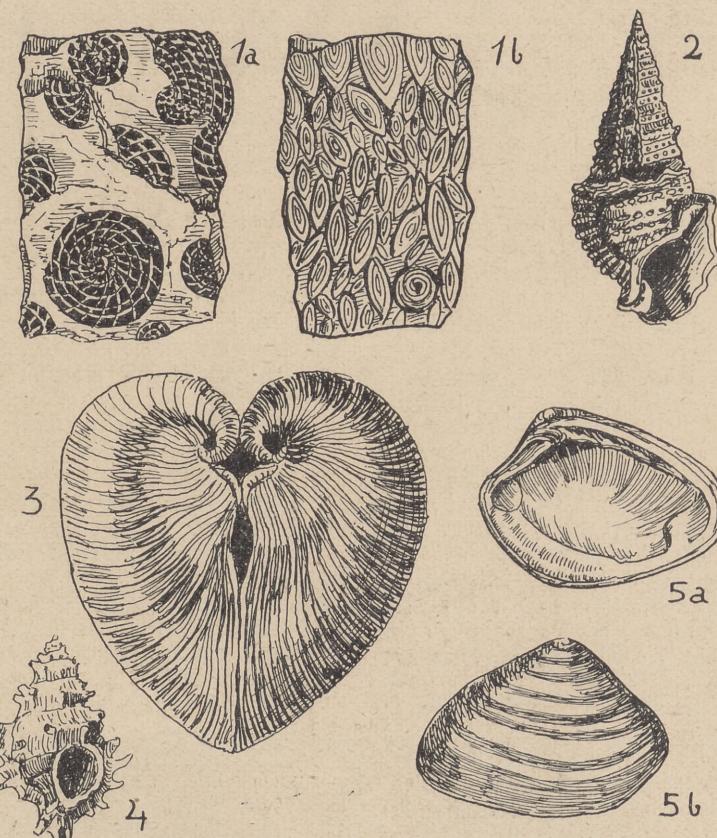


Tafel IV. Charakteristische Versteinerungen der Trias- und Jura-Formation. 1. Eine auf die mittlere Trias-Formation beschränkte Seelilien-Art. 2. Gervillia socialis, eine sehr bekannte Leitmuschel der Trias-Formation. 3. Meeresmuschel aus dem alten Geschlecht Trigonia in einer für die Jura-Periode charakteristischen Form. 4. Gehäuse von Nerinea, einer Turmschnecke, die für die obere Jura-Formation bezeichnend ist.



Tafel V (oben). Für die Kreide- und Jura-Formation bezeichnende Versteinerungen. 1. So- genannte Belemniten. Es sind dieses die Stacheln im Rüben- schulp von Urhähnen unserer Tintenfische, die nur in der Jura- und Kreide-Periode lebten. 2. Ammoniten-Art mit seltsam aufgerollt erscheinendem Schäfte, die charakteristisch für die obere Kreide-Formation ist. 3. Hippurites, eine für die Kreide-Formation bezeichnende Meeresschnecke mit hornförmig ausgewölbter oberer Schale.

mation ihre eigenen Arten hat. Ganz dasselbe lässt sich auch von den Orthoceratiten und Goniatiten sagen, beschalten Kopffüßern, woraus später die Ceratiten und die Ammoniten mit ihrem überraschend großen Formenreichtum als hervorragende Denkmünzen der Schöpfung hervorgingen und die heute eigentlich nur noch in den nackten Formen der Tintenfische und Kraken sowie den Nautiliden fortleben. Jene uralten, vielleicht schon bis zum Kambrium herabreichenden Kopffüßler vermochten in ähnlicher Weise wie unsere modernen Unterseeboote mittels der luftfüllten wasserdichten Schoten, worin das Innere ihrer Schale geteilt war, verschiedene Meerestiefen aufzusuchen. Demgemäß mussten sie dahin streben, ihrer festen Schale der Wasserbewegung im Meere gegenüber bei geringem Gewichte einen möglichst hohen Grad von Festigkeit und Elastizität zu verleihen. Das ist ihnen denn auch durch die geradezu geniale Art der Einfügung der einzelnen Kammer- oder Schottenscheidewände in die Innenwand des Gehäuses gelungen. Dieses zeigt sich deutlich in der sogenannten Sutur, der scharf ausgeprägten Anheftungslinie der einzelnen Scheidewände nach Entfernung der Außenhaut der Schale, oder wo die fossilen Formen nur als sogenannte Steinerne erhalten sind. Die Sutur erscheint nun bei den ältesten Familien als eine einfache, geradlinig verlaufende oder etwas wellig gebogene Linie (Nautiliden), bei denen der späteren Primärzeit aber schon stark und teilweise scharf ausgebuchtet (Goniatiten und Clymenien). Bei den Formen aus der Sekundärzeit verläuft diese Nahtlinie so, daß die durch sie getrennten Teile des Gehäuses schwanzartig ineinander greifen und so das



Tafel VI (unten). Charakteristische Versteinerungen der Tertiär-Formation. 1. Schalen von den ganz Gebirgschichten zusammengehenden Nummuliten, von Artieren oder Protozoen, die in der Tertiär-Periode vornehmlich lebten. 2. u. 4. Zwei für die Tertiär-Formation besonders charakteristische Meeresschnecken-Arten der Geschlechter Cerithium und Typhis. 3. u. 5. Zwei ausgestorbene Arten von Meeresschnecken der Gattung Congeria und Cyrena, deren Vorkommen auf die Tertiär-Periode beschränkt war.

Gehäuse eine größere Reiß- und Stoßfestigkeit erlangt. Dieses zeigt sich bei den Formen der frühen Sekundärzeit oder Trias-Periode noch in recht einfacher Weise bewerkstelligt (Ceratiten), bei denen der darauffolgenden Jura- und Kreide-Periode aber durch eine äußerst verwinkelte Verankierung, wie eben die Sutur erkennen lässt. Letzteres ist ein hervorstechendes Merkmal aller echten Ammoniten. Die gekammerten Schalen all dieser Kopffüßler geben also ausgezeichnete Leitfossilien ab, um so mehr als sie in unglaublich großer Individuen- und Artenzahl (50000) bis zum Beginn des auf die Kreide-

Periode folgenden känozoischen Zeitalters oder der Tertiärzeit gelebt haben. Da obendrein ihre einzelnen Arten und Geschlechter sehr kurzlebig waren, ermöglichen sie es — als überaus wichtige Denkmünzen der Schöpfung — in erster Linie mit, die verschiedenen älteren Formationen weiter in Etagen oder Unterabschnitte zu teilen. Die Schalen dieser fossilen Kopffüßler erscheinen größtenteils schneckenartig gewunden, gehen aber durch geringere Biegung bis zur Stabform über. — Es würde zu weit führen, hier auf die vielen Tausende von anderen Tierklassen entstammenden kleineren Versteinerungen einzugehen, die dem Geologen als Leitfossilien dienen. Einige besonders bezeichnende aus der Sekundär- und Tertiärzeit haben wir hier im Bilde wiedergegeben. Erwähnt seien hier jedoch noch die im Volke vielfältig als Donnerkeile bezeichneten Belemniten. Sie sind Gebilde, die sich am Unterende des Mantels von ausschließlich der Sekundärzeit angehörigen, den jetzt lebenden Tintenfischen nahe verwandten Meerestieren entwickelten.

## So oft er mag. Von Friß Müller-Partenkirchen.

Der alte Glenk hielt beim Pflügen mitten in der Furche plötzlich an, tastete mit der harten Arbeiterhand ein wenig zitternd an der rechten Lende hin und richtete den Blick auf seinen Sohn, der zur Seite Steine aus dem Ader auflas: „I woach net, was des is mit mir.“

„Bist leicht a wengl schlecht beinand, Batter?“

„Ah was, schlecht beinand!“

„Oder wer'st uns gar a bissel frank?“

„Ah was, frank! I gspür mi, des is alls. Sechzig Jahr lang hab i mi net gspürt. Deifi, Deifi! — des Trumm da bis zum Weidenbuschen sollt noch g'ädert sein bis Feier-ab'nd!“

Schweigend griff der Sohn nach dem Pflug. Des Vaters Rechte war vom Pflug geglipten. Die Linke lag noch draus. Sie hielt ihn fest. „I mach's scho, Vatter — geh hoam.“

„Wer red't von Hoamgeh! I gspür mi bloß, sag i.“

Der Sohn nickte. Er wußte, wenn sich ein Bauer spürt, war's Zeit. „Hü,“ sagte er, „Füchsl hü!“

Zögernd glitt nun auch des Vaters Linke ab. Er stand allein. Weit weg war schon der Pflug. Er sah ihm nach. Das linke Auge zwinkerte. Das rechte prüfte scharf die Furche, die der Sohn zog. „Schnurgrad,“ brummte er und stapfte heim. Beim Notarhaus blieb er stehen. Der Justizrat sah zum Fenster heraus. „Na, Vater Glenk, wie geht's?“

„Nit schlecht,“ tastete der Alte wieder nach der Lende, „nur daß i mi halt gspür.“

Auch der Notar wußte, was es bei den Bauern hieß, „sich spüren“.

„Nächste Woche hätte ich Zeit, Vater Glenk,“ sagte er. „Zu was?“

„Zum Übergabeprotokoll.“

„Wer red't vom Übergeb'n?“

„Recht hast, reden soll man da nicht viel. Ist genug, daß alles schriftlich festgelegt wird.“

„Wer red't vom Schreib'n?“

„Das Gesetz. Was nicht schriftlich ist, hat keine Gültigkeit. So und so viel Brot und Fleisch und Schmalz und Butter wirst dir ausbedingen, denk' ich. Dann den guten Zustand deines Austragshäusls — wer hat mir gleich erzählt, es regne da hinein —“

„Neue Schindeln g'hör'n aufs Dach!“

„Siehst du. Das muß aufgeschrieben werden.“

„Vom Aufschreib'n werd das Dach net besser.“

„Ich meine, daß der Sohn dir neue schneidet.“

„Die schneid i selm.“

„Schön. Er wird dir also das nötige Holz aus Eurem Walde liefern müssen.“

„Des hol i mir selm. Des fahr i selm auf d' Sagg.“

„Aber decken wird er es dir müssen. Das Dach ist steil. Alte Füße gleiten aus.“

„O mei', Notari, was hab i scho Dächer deckt — mehra wie du Altendekel hast in deiner Stub'n! Und überhaupt, i übergib no lang net!“

„Wäre schade. Der Sohn ist alt genug dazu. Vier Enkel sind schon da und auch Eure Schwiegertochter meint —“

„Was meint's!“ straffte sich der Alte, „nix hat i z'meinen! Einen Dreck hat i z'meinen!“

„Ich weiß, Ihr mögt sie nicht —“

„Soll man eine mögen, die's nicht erwarten kann, bis daß man stirbt!“

„Na na, das sagt ihr Alten allen Schwiegertöchtern nach. Aber wenn Ihr meint, so kann ich es so fassen, daß zunächst der Sohn erbt.“

Der Alte langte wieder nach der Lende. Zum drittenmal spürte er sich: „Also, Notari, dann richt'st es auf die nächste Woch.“

Es war alles gerichtet. Die Übergabebedingungen waren abgesprochen. In allem waren sie einig geworden. Die Urkunde war verlesen. Dem alten Glenk wurde sanft die Feder in die Hand gedrückt. Er hielt sie in die Luft. Eine angestrenzte Falte grub sich in die Bauernstirn: „Ebbes fehlt — leßt's no amal.“

Abermals wurde die Urkunde verlesen. Die Falte grub sich tiefer. — „Na, Glenk, stimmt's noch nicht?“

„Alles stimmt, aber — ebbes fehlt — ebbes fehlt — halt, jetzt hab i's: D' Schindeln!“

„Da steht es ja: Wegen der Holzbedachung kann sich der Übergeber so oft Holz aus dem vorhandenen Waldbesitz holen, als nötig ist.“

„Des hat der Vatter überhört,“ sagte die Schwiegertochter.

„Was hab i überhört? Nix hab i überhört! Des mit de Schindeln is falsch!“

„Wie wollt Ihr's denn haben?“ sagte der Notar.

„Dass i für d' Schindeln Holz holn darf, so oft i mag.“

„Das wird doch praktisch aufs gleiche hinauslaufen, Glenk. Öfter als Ihr es nötig habt, werdet Ihr kaum mögen.“

„Des kann ma net wissen — hat der Simmerl g'sagt.“

Die Schwiegertochter kriegte einen roten Kopf. „Aber Vatter, der Simmerl, der Dorflump —“

„Lump hi, Lump her — in die Testamente kennt er si aus, der Simmerl. Glenk,“ hat er g'sagt, „a jede Übergab', wo net drinstehst „So oft er mag,“ is gradso, als wenn s' di

scho eingehaufelt hätten, da können d' Leut' mit dir team, was s' mög'n, aber wenn drinstehst „So oft er mag“, dann bleibst du der Herr, dann kennst du tun, was d' magst, Glenk, hat er g'sagt, der Simmerl, jawohl, Herr Notari.“

Der Notar zögerte: „Seid doch vernünftig, so wie's geschrieben steht, ist Euer volles Recht gewahrt. Hört doch noch einmal: Kann sich der Übergeber Holz so oft —“

„— er mag,“ unterbrach ihn eigensinnig der Alte, „so oft er mag.“

„Über Vatter,“ begütigte der Sohn, „schau, mir woll'n dir ja nix Unrecht's —“

„So oft er mag,“ beharrte der Alte.

„Vatter,“ sagte die Schwiegertochter, „wenn du auf den Lumpen Simmerl mehra gibst, wie auf deine eigne Kinder —“

„Du bist bei Kind net. Du bist bloß nei'gheirat. Und überhaupt, übergeb'n tu i mei'm Sohn. Und wenn net drinstehst „So oft er mag,“ nacha — nacha —“

Der Notar wurde ungeduldig: „Ich habe noch anderes zu tun, Glenk, wollt Ihr endlich unterschreiben —“

„Jawohl, aber „So oft er mag.““

„Herr Notar,“ sagte der Sohn, „schreiben Sie's so hinein, wie er sagt.“

„So oft er mag,“ sagte der Alte misstrauisch.

Der Notar schrieb einen Nachsat.

Der Alte saß auf seinem Stuhl, stieß in gleichen Zwischenräumen seinen Bauernstechen in den Boden, also murmelnd: „So oft er mag — so oft er mag . . .“

Dann unterschrieb er langsam, wurde abermals misstrauisch, suchte nach der Brille, er müsse es selber lesen, ob auch wirklich drinstände: „So oft er mag.“ — — —

Der alte Glenk war in das Austragshaus gezogen.

Er untersuchte die Dachschindeln. Er überschlug sich den Holzbedarf für die Ausbesserung. Er stieg langsam herab. Unten an der Leiter stand der Simmerl.

Der alte Glenk sah ihn kaum an. Zu dem schönen Hochwalstück, das zu dem Hof gehörte, schaute er hinauf: „Zwoa Baam kunnen g'längen,“ sagte er.

Der Simmerl zeigte auf das Haupthaus: „Erlaub'n s' dir net mehr?“

„Die ham mir nix z' erlaub'n.“

„Also hast du's nei'seken lassen?“

„So oft er mag,“ nickte der Alte.

„Wieviel magst d' denn?“

„Z — drei Baam,“ stotterte der Alte.

Es war ihm plötzlich, als sei etwas in ihn hineingeschlüpft zwischen dem Z und dem D. Das Gefühl war anders als neulich, wo er sich zum erstenmal spürte. Jetzt spürte er sich nicht mehr. Eine neue Zähigkeit war über ihn gekommen. Eine verbissene Zähigkeit.

Der Simmerl sah ihn lauernd an: „Aber viere taatst dir do net z'nehmen traun?“

„I trau mir, was i mag.“

„Also, wieviel Baam haust um?“

„Fünfe.“

Er hieb sie wirklich um da droben. Er fuhr sie selbst zur Säge. — Der Dorfratsh trug es eilig in den Glenkhof. Der junge Glenk war auf dem Feld. Brühwarm wurde es der Glenkin hingerieben. Sie glaubte es nicht. Sie rannte nach der Säge. Sie sah die fünf abgeladenen schönen Stämme liegen: „Aber Vatter, dreimal mehra, als wie d' braucht!“

„Wer red't vom Brauchen — so oft er mag, steht's g'schrieben!“

„Vatter, du werst do net mög'n, daß unser schöner Wald —“

„Des geht di an Dreck an!“

„Jesses, wenn der Bauer heimkommt —“

„— kannst eahm sag'n, morgen fahr i nomal fünfe runter — so oft er mag — auf d' Seiten, sag' i, daß i umkehrn kann mit die Roß . . .“

Auf den Feierabend rückte der Sohn ins Austragshaus. Die Nachbarn hörten böse Stimmen. Die Polterworte blieben unverständlich. Nur ein Satz drang immer wieder schneidend auf die Straße: „So oft er mag . . . So oft er mag . . . So oft er mag . . .“

Das geschnittene Holz kam auf die Säge. Es war ein großer Haufen. Vor dem Austragshause lag er. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang saß der alte Glenk daran und schnitt Schindeln.

Einmal hielt er mitten am Tage ein. Er brachte sie aufs Dach. Sie reichten grade.

Dann stieg er herunter, stand mit dem Schnitzmesser zögernd vor dem Rohholzhaufen und wollte das Messer eben an den Nagel hängen. Aber beim Ausschaun sah er drüben ein spähendes Gesicht hinterm Fenster, seine Schwiegertochter.

Da hing er das Messer wieder ab vom Nagel und schnizte, schnizte Schindeln, bis die Nacht einfiel.

Am nächsten Morgen war er wieder bei der Arbeit. Der neue Schindelhaufen wuchs und wuchs.

Plötzlich standen Sohn und Schwiegertochter vor dem Alten. Ganz bleich war der Sohn. Aber er bezwang sich. „Batter,“ bat er, „woaßt es nimmer, was du mir, wie i a Buia war, g'sagt hast?“

„O mei', i wet' dir mannings g'sagt ham.“

„Der Wald da drob'n, hast g'sagt, hat unser Haus baut. Der Wald da drob'n, hast g'sagt, hat unsern Stall baut, unser Tenna. Der Wald da drob'n, hast g'sagt, hat unserm Viech die Streu geb'n, ohne die's verlaam im Dreck und Krank. Von dem Wald da drob'n, hast g'sagt, hat unser Viech die jungen Spizeln gefressen, wie sei Heu mehr da war bei der letzten Misernt. Von dem Wald da drob'n, hast g'sagt, san d' Buschen her, mit dene wir die Kuah und Kalb'n beim Weidabtrieb verziert ham. Von dem Wald da drob'n, hast g'sagt, san d' Kränz herkemma bei der Muatta ihrer Hochzeit. Woaßt des no, Batter, daß d' mir all des g'sagt hast?“

„Kann sei', kann net sei' — es is lang her, daß d' a Buia warst, und wenn ma alt werd, laßt's da aus.“ Er zeigte nach der Stirne und spielte unchlüssig mit dem Schnitzmesser. War's gewonnen?

Der Simmerl hinkte vorüber. Er lächelte scheinheilig: „Vertrag't enk wieder? Des is recht. I hab mir scho denkt, der Alte gibt nach — was will ma machen geg'n die jungen Leut, und wenn ma das schönste Recht hätt?“

Der Alte hiß die Jähne zusammen. Mit einem Ruck wollte er das Schnitzmesser wegwerfen.

„Das schönste Recht?“ rief die Frau, „da hätt' das Gericht auch noch a Wort z' sag'n g'habt, und der Rechtsanwalt, den wo wir g'fragt ham, hat g'sagt —“

Dem Alten gab es einen zweiten Ruck. Fest hielt er das Messer. Zu schnizzen hub er wieder an, zu schnizzen. „So oft er mag,“ schrie er sie alle an, „mach's daß ihr nauskommt's — so oft er mag — so oft er mag . . . !“

Es gab einen Prozeß. Er dauerte lang. Der Hochwald droben wurde licht und lichter. Die Schindelpfeiler drunten wurden hoch und höher.

Der Prozeß wurde nach dem Buchstaben entschieden: So oft er mag.

Sohn und Schwiegertochter gingen an ein höheres Gericht. Es dauerte Jahre. Geld um Geld ging nach der Stadt. Es schlürste der Bankrott heran.

Der Wald nährte den Hof nicht mehr, zog keine neuen Balken für die angefaulten in das große Haus, legte keine Böden mehr, gab keinem Vieh mehr Streu und Zier . . .

Der Alte mußte jetzt schon lange Leitern an die Schindelhaufen legen, um sie weiter aufzufürmen.

Einmal fuhr der Jöhn ins Land und singt sich johrend um das Austragshaus. Ein Krachen und ein Platschen. Die Schindelpfeiler stürzten ein. Noch ein Gurgeln durch das Sturmgeheul: „So oft er —“

„Mag“ hatte er nicht mehr schreien können, der alte Glenk. Der Herrgott nahm's ihm aus dem harten Bauernmaul wie man ein wuchernd Unkraut ausreißt und schmiß es zwischen die splitternden Schindeln, wo's zu Sägemehl aufgerieben und vom brausenden Sturm entführt wurde. Gnade Gott, wem es ins Maul geweht wird und von da ins Herz!



Manchmal trifft auch die Gesunden  
Schweren Grübelns gift' ger Hauch.

### Es wird auch das vorübergehen!

Immer wieder von neuem heißt es im Leben, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß es meistens ganz anders kommt, als man wünscht. Da fällt mir ein Spruch ein, den ich einmal in einer Häuslichkeit sah; er war auf Holz gebrannt und wäre es wert, jedem auch in den Sinn eingebrannt zu werden: „Es wird auch das vorübergehen!“ Mir hat er seitdem schon oft geholfen und Trost gespendet, denn es liegt viel Weisheit und Ermahnung zum Ausharren darin. Wenn es sich um einen auftürmt von Hindernissen, Kampf und Not, Angst und Sorge, Schmerz und Trauer, wir wissen nicht, wie das noch enden, wo ein Lichtblick, eine Entwirrung der Verhältnisse herkommen soll — „es wird auch das vorübergehen“ — das wirkt lindernd, beruhigend und ist so wahr; denn niemals bleibt eine Lebenslage so wie sie ist, sie wechselt immer mit oder ohne unser Zutun; häufig von einer Seite, die wir nicht geahnt — wie oft war es schon so und wie oft wird es noch so sein! Andrereits ist es weise, sich auch in guten, frohen Zeiten — nicht mit Bitterkeit — sondern mit Mut und Kraft stets vor Augen zu halten: „es wird auch das vorübergehen“ — es kommen wieder andere Zeiten mit Stürmen und Schwierigkeiten, denen wir standhalten müssen. Also in jedem Falle ist dieser Spruch gut: mutig, stark, gefaßt machend, daß man die Bürde des Lebens nicht gar zu schwer, und die guten Zeiten nicht gar so leicht nimmt.

F. Gösmannsdorf

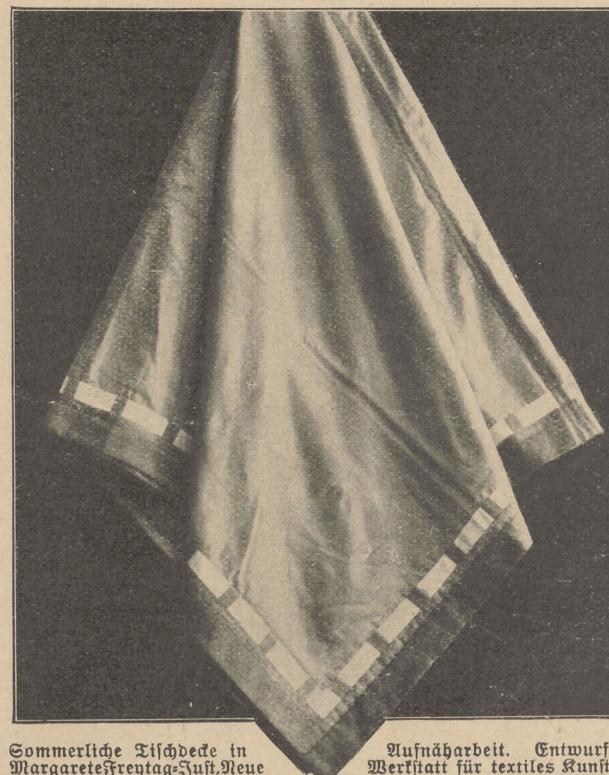
Geh durch solche schlimme Stunden,  
flüchtend, wie durch einen Rauch. f. s.

### Handarbeiten für den Balkon.

Noch eher als mit der Beplanzung des Balkons muß man im Frühjahr mit den Handarbeiten beginnen, die in der kommenden warmen Jahreszeit zu seinem Schmucke dienen sollen. Indanthrengefärbe Stoffe und Garne erleichtern uns heute die Aufgabe, etwas Farbenfrohes für unseren Balkon zu schaffen, das einen überraschenden Gewitterguß ebenso unbeschadet wie die Glut praller Sonnenstrahlen übersteht. — Eine Balkon- oder Gartentischdecke, deren Wirkung allein auf der Farbe beruht, zeigt die Abbildung dieser Seite. Man benötigt 3 m glatten, hellgrünen Indanthrenstoff, teilt ihn in zwei gleichlange Teile und verbindet die beiden Bahnen durch eine Maschinennäht. Für den bunten Rand sind 30 cm weißer Schirting, 20 cm orange Indanthrenstoff, 50 cm senfgelber und 12 cm blaugrüner Indanthrenstoff nötig. Sämtliche Stoffe müssen 70 bis 75 cm breit liegen.

Zunächst schneidet man von dem senfgelben Stoff  $2\frac{1}{2}$  cm breite Streifen in der Länge von 150 cm und bezieht damit die Decke kreuzweise, so daß unter dem einen Streifen die zuvor erwähnte Naht verborgen wird. Die Streifen werden am besten folgendermaßen aufgesetzt: Man steckt den Streifen etwa 1 cm seitwärts von der Deckennaht versteckt mit der Maschine auf, bricht ihn um und säumt die andere Seite mit möglichst unsichtbaren Stichen der Decke auf.

Nun beginnt die Vorarbeit für den bunten Rand. Man schneidet den weißen Stoff in



Sommerliche Tischdecke in Margarete Freytag-Zust. Neue gewerbe. Dresden Aufnahme:

Aufnäharbeit. Entwurf:  
Werkstatt für textiles Kunst.  
Fr. Linckhoff, Berlin.

einen  $3\frac{1}{2}$  cm langen Streifen 6 cm breit und setzt diesem kleine, dunkelgrüne Rechtecke auf, die  $3\frac{1}{2} \times 2\frac{1}{2}$  cm zuzuschneiden sind. Die Entfernung zwischen den fertig angefügten Rechtecken beträgt  $5\frac{1}{2}$  cm. Nun wird dieser besetzte Streifen 8 cm vom Rand entfernt der Decke aufgesetzt, und zwar wieder rechts auf rechts und dann scharf umgebogen. Es ist darauf zu achten, daß die kleinen, grünen Flecken an den Ecken der Decke gut zueinander stimmen. Ein  $2\frac{1}{2}$  cm breit geschnittener Streifen aus orange Stoff wird nun wieder dem weißen Streifen aufgesteppt, ein  $4\frac{1}{2}$  cm breiter, senfgelber Streifen bildet den Schluß. Jedesmal deckt der neue Streifen den Rand des vorhergehenden, so daß ein Versäubern der einzelnen Streifen nicht nötig ist. Am Außenrand sind Deckenstoff und Besatzstreifen gegeneinander einzubiegen und leicht mit der Hand zu säumen. Sich für diese Decke passende Kissen anzufertigen bleibt der Geschicklichkeit und der Phantasie der Leserinnen überlassen. —

Nicht jedes Kissen paßt auf den Balkon! Es bleibt uns auch hier wieder der Indanthrenstoff, der ja auch in den verschiedenartigsten Mustern bedruckt im Handel erhältlich ist. Ein echtes, rechtes, sommerliches Material ist aber auch der Bast! Geflochtene und gewebte Gegenstände schätzen wir

schon lange, z. B. die beliebten Bastunterseher, die Bastkörbchen und -taschen. Seit einiger Zeit aber hat man die Verwendungsfähigkeit des Bastfadens auch als Stickmaterial entdeckt. Viele neue hübsche Handarbeiten sind auf diese Weise schon entstanden.

Von eigenartig-schöner Wirkung sind die beiden hier abgebildeten Kissen. Als Grund wurde naturfarbener Filetstoff benutzt, dessen einzelne Quadrate 1 cm groß sind. Für das Muster des rechtsstehenden Kissens schneidet man ein Quadrat von 45 cm zu, spannt den Stoff straff in einen Rahmen und durchzieht ihn teils mit Leinenstopftisch, teils nur in Längs- oder Querrichtung, je nach dem Muster. Zum Durchstopfen wird buntgefärbter Bast in möglichst gleichmäßigen Fäden benutzt, und zwar in den Farben: dunkelblau, orange, gelb, schwarz. Die Arbeit ist von links zu bügeln, mit einer gleichgroßen Rückseite von blauem Indanthrenstoff zu versehen und über ein Polster, das mit Roßhaar oder Seegras gefüllt ist, zu ziehen.

Das zweite Kissen (links) ist 48 cm groß zugeschnitten und in den Farben: orange, lachsrosa, grau und hellgrün gehalten. Die Lieferung von Typenmustern für die Stickerei der Kissen vermittelt auf Wunsch die Schriftleitung.



Zwei Kissenbezüge aus Gittertüll mit Durchzug von farbigem Bast. Entwürfe: Sophie Nade, Neue Werkstatt für textiles Kunstgewerbe, Dresden. Aufnahme: Fr. Linthorst, Berlin.

### Das „einzigste Kind“ und seine Beschäftigung.

Für manche vielbeschäftigte Mutter bildet der Gedanke daran, wie sie ihr größeres, doch noch nicht schulpflichtiges Kind beschäftigen soll, eine Quelle der Sorge. Nicht überall bietet sich Gelegenheit, unser Kind mit kleinen Kameraden aus der Nachbarschaft spielen zu lassen, und nicht jede Mutter will, daß ihr Kind unbeaufsichtigt auf der Straße herumspringt. Für solche Mütter, die selbst die Erziehung ihres Lieblings leiten, und die auch beim Spiel ihr bester Kamerad sein wollen, möge folgendes als Anregung dienen.

Während die Mutter ihr Haus am Vormittag reinigt, die Vorbereitungen zum Mittagsmahl in der Küche trifft, kann das Kind mit ihr „Verkauf“ spielen. Mein vierjähriges Töchterchen kommt zu mir, während ich Kartoffeln in der Küche schäle und sagt ganz ernsthaft: „Ich bin jetzt der Kaufmann Müller; möchten Sie vielleicht ein Pfund Salz haben?“ Nun sage ich dem „Kaufmann Müller“, was ich alles benötige. Es ist durchaus nicht notwendig, daß sie nun alle die zu verkaufenden Gegenstände und Artikel erst von mir bekommt, um sie dann an mich zu verkaufen, das würde das Spiel zu umständlich machen. Also, der „Kaufmann Müller“ holt unter seinen Spielsachen irgendeine Kleinigkeit hervor und wickelt sie in ein Stück Papier. „Hier haben Sie das Pfund Salz.“ sagt er dann zu mir. „Wünschen Sie noch etwas?“ Ich bezahle dann, wenn ich ihm nun eine ganze Reihe von Waren genannt habe, die ich alle für meine Küche brauche, mit alten eisernen Geldmünzen aus dem Kriege oder der Inflationszeit, die ich vorher mit Seifenwasser und Bürste gesäubert habe. So geht das Spiel eine ganze Weile weiter, und der kleine Kaufmann ist glücklich, daß ich ihm soviel abkaufe. Zum Schluß legt er alles Bestellte, das er immer in Papier gewickelt hat, in ein Körbchen, klopft dann an und sagt: „Ich bringe Ihnen hier die bestellten Sachen!“ Dies Spiel kann man beliebig lange ausdehnen und wird es, wenn

man etwas Erfindungsgeist besitzt, immer wieder neu und abwechslungsreich gestalten können.

Ist der „Verkauf“ beendet, spielen wir „Verreisen“. Ich gebe meinem Kinde einen alten Hut von mir. Dannwickelt es sich in ein Umschlagetuch, nimmt ein Körbchen, das als Reisekoffer dienen soll, in die Hand, und mit einer Straßenbahnhafarkarte, die sie zu diesem Zweck von mir bekommt, ist mein Töchterchen reisefertig und setzt sich in die „Eisenbahn“ die durch mehrere Stühle, die hintereinander stehen, dargestellt wird. Ich hole den kleinen Reisenden dann am Bahnhof ab, nachdem er einige Zeit im Zuge gesessen hat mit dem Püppchen im Arm. Wir feiern dann frohes Wiedersehen, und mein Kind bringt mir immer etwas von seiner „Weltreise“ mit.

Viel Freude bereitet auch das Kneten mit „Plastilina“, das ist eine Knetmasse, völlig giftfrei, zum Formen von allerlei Figuren, Eiern, Kugeln u. dergl. Mit dieser Formmasse kann mein Kind auch einen Fleischerladen einrichten, und schon knete ich Wurst und Schinken und schneide mit einem Holzstäbchen oder einem Teelöffel Wurst- und Schinkenscheiben ab, die es mir zum Kauf anbietet. Auch ein Bäckerladen bietet mit seinem reichhaltigen Inhalt ein vielseitiges Arbeitsfeld für die Kleinen, indem sie Brot und Semmeln, Stollen und Brezeln aus der Plastilina herstellen und der Mutter zum Kauf anbieten. Wenn eine Mutter in der angegebenen Art mit ihrem Kinde spielen wird, kann sie binnen kurzem die Wahrnehmung machen, daß die Art dieses Spiels ihrem Liebling nicht nur für kurze Zeit über Langeweile weghilft, sondern daß auch sein kleiner Geist zum Nachdenken angeregt wird, und daß er auch eine größere Fertigkeit im Sprechen und in der Fähigkeit, sich auszudrücken, gewinnen wird, und dies alles ohne jeden Zwang — nur durch das Spiel. Versucht es einmal, ihr Mütter, die ihr mit Arbeit überlastet seid und glaubt, keine Zeit zu haben, euch eurem Kinde während der



Abb. 1. Elegantes Kleid aus Satinkrepp mit Oberteil aus schwerem, weißem Chinakrepp. Schnittmuster erhältlich.

#### Für den Gartenbesitzer.

Wie lange bleiben Gemüselämen leimfähig? Wie Frühlingsboten liegen die Preisverzeichnisse der Gärtnereien ins Haus, und wir mustern unseren Samenvorrat vom vergangenen Jahre, um ihn nötigerfalls zu ergänzen und unbrauchbar gewordenen Samen auszumerzen. Dabei taucht die Frage auf, wie lange eigentlich die Samen ihre Keimkraft behalten.

Vorbedingung ist für jedes Samenkorn, das leimkräftig bleiben soll, daß es vollkommen reif geerntet und in geeigneten Behältern, womöglich in den eigenen Fruchthülsen, sonst aber lustig in Tüten aufbewahrt werde.

Die Wurzelgemüse: Möhren, Rüben, rote Bete, Radies, Rettich keimen noch nach vier bis fünf, manchmal noch nach sechs Jahren, ebenso die Endivie und alles, was zur weitverzweigten Familie Kohl gehört, sogar der zarte Blumenthul. Bohnenlaat kann vier, Erbsen drei bis vier Jahre alt werden, die Schwarzwurzel zwei Jahre, der Spinat drei Jahre, die Zwiebel zwei Jahre, die Pustbohne und die Gurke fünf bis sechs Jahre und der Sellerie drei bis vier Jahre; auch der Kopfsalat keimt noch nach mehreren Jahren.

Sicherer geht man im Zweifelsfalle natürlich, wenn man frischen Samen nimmt oder die Samen einer Keimprobe unterzieht. — Dazu sät man in flachen Kästchen, auf feuchten Filz oder auf Löschpapier eine abgezählte Anzahl Körner. Gehen davon 80 bis 90 Proz. auf, so ist das Saatgut vollwertig, auch bei 50 Proz. ist es noch zu gebrauchen, geht jedoch weniger auf, so lohnt es die Mühe des Pflanzens nicht mehr.

Bon Gurken und Bohnen tragen ältere, etwa zweijährige Körner sicherer und reicher als frisches Saatgut. Mancher alte Prättitus trägt sogar den Gurkenamen ein Jahr in der Westentasche mit sich herum, weil er dann besseren Ertrag liefert.

Der rosenrote Sommerrettich. Es gibt Leute, die gern Rettich essen würden, denen aber die üblichen Sorten zu scharf sind. Solchen kann der chinesische rosenrote Sommerrettich empfohlen werden, der eigentlich gar kein echter Rettich ist, sondern aus Kreuzung eines roten Radies mit einem weißrübigen Rettich entstanden ist. Diese Sorte hat Form und Geschmack eines sehr feinen Radies und ist nur unwesentlich scharfer als dieses. Ein großer Vorteil besteht in der schnellen Entwicklung. Sie dauert nur etwa 7 Wochen, um Rettiche von der Größe eines Hühneretzes zu haben. Man hat diese Rettiche also in der Zeit von Ende Mai bis Mitte Juni bereit, wo es sonst solche noch nicht gibt. Gesäß wird derart, daß auf ein Beet fünf Reihen gerechnet werden. In den Reihen gibt man dem Samen etwa 20 cm Entfernung. An jede Saattstelle kommen drei Körner, die etwa 2 cm untereinander Abstand haben sollen.

Schnittellerie. Für Suppengrün sollte die Hausfrau selbst Schnittellerie heranziehen. Der Same wird im Frühjahr in ein warmes Mistbeet oder in Kästen, die Pflanzen Mitte Mai auf gutes Land ausgepflanzt. Man pflanzt auf 25 cm Abstand, öfteres Jäten, Hacken und Gießen ist notwendig; daß ihm viel Feuchtigkeit gut ist, hat man im letzten Sommer gesehen, da die Pflanzen bei dem vielen Regen besonders lippig waren.

Hausarbeit widmen zu können. Gerade die Mutter des „einzigen Kindes“ hat die Pflicht, sich seiner in besonderer Weise anzunehmen, damit nicht erst das Gefühl der Vereinsamung, der Verlassenheit oder der schädlichen Langeweile in ihm aufkommt. Und ein dankbarer Blick aus frohen, leuchtenden Kinderäugeln wird der Mutter die schönste Belohnung dafür sein, daß sie sich täglich mit ihrem Kinde in liebevoller Weise beschäftigt.



Abb. 2. Kleid aus Veloutine in zwei Schattierungen mandelgrün. Schnittmuster erhältlich.

#### Blenden, Biesen und Besäze — an den neuen Frühjahrskleidchen.

Umwälzende Änderungen der modischen Silhouette wird uns aller Voraussicht nach der Lenz nicht bescheren. Das Interesse sammelt sich vielmehr auf viele kleine Einzelheiten, der größte Wert wird auf tadellose Verarbeitung, gut sitzende Passform gelegt, sorgfältig ausprobierte Schnittmuster gewinnen deshalb an erhöhter Bedeutung. Was uns beim Studium der Frühjahrsmode sofort ins Auge fällt, sind die vielen Gürtel und die kleinen Kragen, die oft nur durch eine Blende angedeutet werden. Diese Blenden bilden oft den einzigen Schmuck des Kleides. Sie werden in einer absteckenden, aber selten grell hervortretenden, meistens dunkleren Farbe gewählt oder sind — bei den Seidenengewändern — aus der Abseite des Stoffes gewonnen. Diese zweiteilig verarbeiteten Kleider erfreuen sich ihrer vornehm, ruhigen Wirkung wegen noch immer der größten Beliebtheit. Die Blume auf der Schulter oder ein flott geknüpfter Schal ist gern gesuchtes Beiwerk. — Vier bezeichnende Beispiele der gegenwärtigen Modernisierung zeigen unsere Entwürfe. Auf Wunsch können dazu Maß-Schnittmuster durch die Schriftleitung bezogen werden. — Das Kleid Abb. 1 eignet sich ebensogut zur Herstellung in den Farben schwarz-weiß wie Ton in Ton gehalten. Das Oberteil ist fest mit dem Rock verbunden. Der spitze Ausschnitt wird durch einen Befestigungsstreifen gebildet, der links in der Seitenhaft verschwindet. Auch die zweite, parallel dazu laufende Blende — sie ist nach oben hin leicht keilförmig zugeschnitten — endet in der Seitenhaft, wohingegen die dritte, vierte und fünfte — diese beginnt unter dem Gürtel — in Hüfthöhe eine scharfe Knicke machen und dem Rock bis zum Saum hinunter aufgelegt sind. Von rückwärts sieht das Kleidchen ganz schlicht aus, wie die Gegenansicht auf der nächsten Seite beweist. Das Blendenmotiv wiederholt sich am langen, engen Ärmel; ein schmaler, gebundener Gürtel hält das Kleid zusammen.

An dem Modell Abb. 2

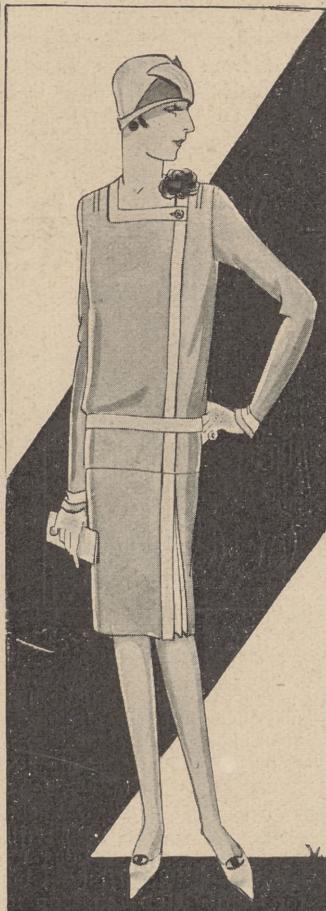


Abb. 3. Schlichtes Jumperkleid aus pastellfarbenem Jersey, mit zartgrauen Blenden besetzt. Schnittmuster erhältlich.

haben sich die Blenden zu breiten, geschwungenen Befestigungsstücken ausgewachsen. Auch für dieses Kleid kommt Krepp-Satin oder Veloutine in Frage. Wer sparen will oder muß greift zu stumpfem Rips-Papillon und nimmt als Befestigung glänzende Kunstseide, die dann allerdings im Ton sehr genau passen muß. Die Rückseite dieses Kleides ist ebenso lebhaft gehalten wie die Vorderseite, da sämtliche Befestigungen rundum laufen. Der Ärmel erweitert

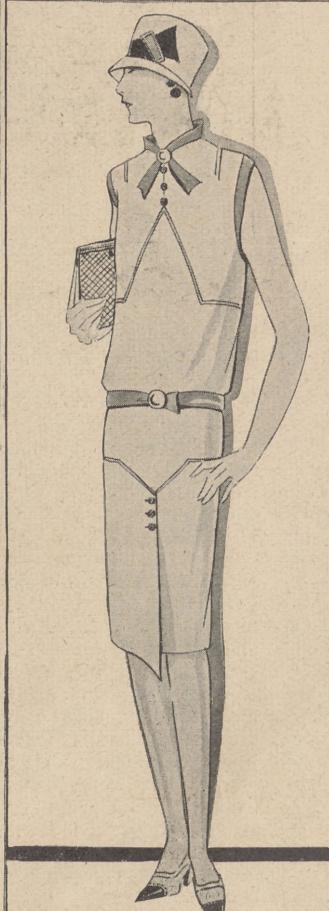
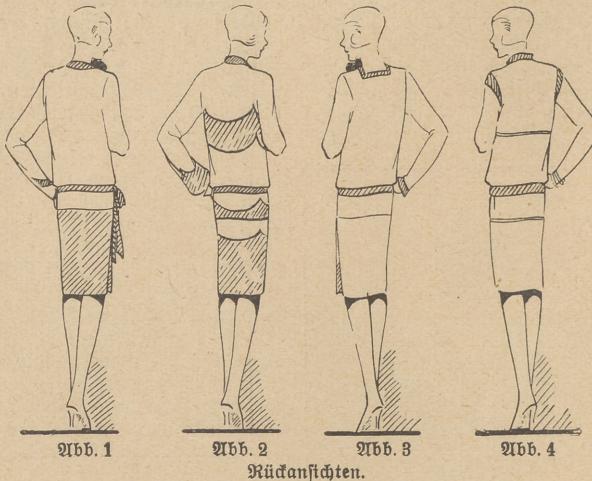


Abb. 4. Sportliches Kleidchen aus leichtem beige Kaschmir mit rotem Ledergürtel, roten Knöpfen, Kragen und Blenden aus rotem Rips. Schnittmuster erhältlich.

sich am Unterarm und ist in einem Bündchen zusammengefaßt. Sportlicher und strenger im Charakter ist das Kleid Abb. 3. Es ist eine ausgesprochene Jumperform, jedoch bildet der Rock kein selbständiges Kleidungsstück, sondern wird dem Oberteil innen eine Handbreit über dessen Saum, also etwa in Höhe des Gürtels, aufgezettet. Als Material kommt Jersey, Kascha oder Wollkrepp in Frage, als Farbe mandelgrün, pastellblau, beige-rosé, doch sind hierbei dem persönlichen Geschmack keine Grenzen gesetzt. Eine große duftige Blüte auf der Schulter mildert das Herbe, das dem Kleid in seiner exakten Linienführung anhaftet.

Auch das Modell Abb. 4 ist schlicht und sportlich im Stil. Der übergeschlagene Rock, der vorn einen Zipfel bildet, ist hieran besonders interessant. Dieses Kleid ist ebenfalls aus einem leichten Wollstoff gedacht, für den Sommer käme aber auch Chinakrepp — z. B. in weiß, mit leuchtend rot abgesetzt — in Frage. Die Bielen (es laufen immer zwei in geringem Abstand nebeneinander her) betonen einen tief angesetzten Rock und bringen am Oberteil einen Boleroeffekt hervor. (Siehe die Rückseite.) Wer sich vor den Bielen fürchtet, kann eine ähnliche Wirkung auch mit einfachen, gesteppten Nähten erreichen. Das Kleid ist natürlich auch mit langem Armel denkbar; ein Hemdblusenärmel mit kleiner Manschette würde wohl am besten dazu passen.

Detta.



Rückansichten.

## Für die Küche.

Bogener Topfentascherln. 2 Eiböller und 1 Eiweiß werden mit einem Löffel Milch und Wasser, Salz und 125 bis 150 g Mehl zu einem glatten Kädelteig verklebt, den man  $\frac{1}{2}$  Stunde rästen läßt und dann messerrüttendisch auswälzt. Indessen hat man auch 250 g Topfen (Quark) durch ein Sieb passiert und mit Salz und 50 g Butter glatt verrührt. Mit dieser Masse bestreicht man den Teig, klappt eine Teigdecke darüber, teilt mit dem Rückenrädchen Bierete ab, befreift die Schnittränder mit dem zurückgehaltenen Eiweiß, drückt sie fest an und fügt die Topfentascherln in breiter Pfanne, in der sie neben, nicht übereinander liegen, in Salzwasser vorsichtig gar. Gut abgetropft, werden sie mit in Butter gerösteten Semmelbröseln aufgetragen. Dazu ein grüner Salat. Sollen sie als süße Speise auf den Tisch kommen, gibt man Zucker und geriebene Zitronenschale an die Fülle und bestreut die fertigen Tascherln mit Zucker und Zimt.

M. K.

Bogener Mohn-Poizie. Zutaten: 190 g Butterchimaz (oder 200 g frische Butter), 7 ganze Eier, 8 Eßlöffel Käferauszugmehl, 190 g Zucker, 200 g geriebene Schokolade, 6 Löffel feingemahlener Mohn, die abgeriebene Schale einer Zitrone, sowie deren Saft, eine Messerspitze Zimt, 5 gekochte Nüsse, 160 g geriebene Mandeln mit der Schale, 20 g Hefe in einer Tasse lauer Milch gelöst und mit etwas Zucker zum Aufgehen gebracht. 1 Löffel Semmelbrösel. Die Butter zu Sahne rühren, dann immer ein ganzes Ei und einen Löffel Mehl damit verrühren, zuletzt noch ein Löffel Mehl und die übrigen Zutaten nach und nach dazugeben. Nicht stark rühren. Ganz zuletzt erst die aufgelöste, lauwarme Hefe dazugeben und die Masse in gebutterte, mit Semmelbrösel ausgestreute Form füllen, die davon nur halbvoll werden darf. Dann drei Stunden geben

d.

lassen und langsam bei Mittelhitze backen.

Die Bogener Mohn-Poizie, die von allen Südtirol Besuchenden als Köstlichkeit gelobt wird, wird warm als seine Speise, aber auch kalt als Kuchen zu Kaffee oder Wein genossen.

M. K.



### 1. Bilderrätsel.



### 2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — bank — be — cen — der — dikt — dreh — e — en — eng — ei — ez — fin — fri — ger — ge — hu — i — in — ka — kap — land — land — li — li — me — me — nar — ne — ne — ni — nord — o — o — o pa — po — re — rich — rin — ro — sam — san — ses — ster — stri — su — ta — ter — ter — ti — tro — ul sind 19 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. europäisches Land, 2. Gewehrladung, 3. edelles Holz, 4. deutsche Halbinsel, 5. indischer Dichter, 6. Person aus dem Buche Hiob, 7. Kirchenstrafe, 8. römischer Feldherr, 9. männlicher Vorname, 10. Person aus der griechischen Sage, 11. Werkgerät, 12. Glied des menschlichen Körpers, 13. Person aus einer Dichtung Shakespeares, 14. Oper von Meyerbeer, 15. nördlichste Erhebung Europas,

16. Maß, 17. Österreich, 18. Küstenland am Adriatischen Meer, 19. ägyptische Handelsstadt.

Die letzte Buchstabenreihe nennt ein neuzeitliches geschichtliches Werk von Bedeutung, die erste Reihe nennt die Verfasser.

### 3. Überlegung.

An die Stelle der Striche sind Wörter zu setzen, die den

Gedankengang sinngemäß ergänzen. Diese Wörter, nacheinandergelesen, ergeben eine beherzigenswerte Lebensregel.

Soll ein Plan dir wohlgelingen, Mußt — die Vernunft du fragen; Laß dir —, laß dir sagen, Nur auch zielgemäß dem Ringen. Wenn nach reislichem Erwagen Klar — Weg und Weisung liegen, Magst du —, du wirst siegen, Und dein Tun wird dir zum Segen.

R. N.

### 4. Menschliches.

Es sollen Silben eins und zwei dem Leben

Der Freude Hochgefühl und Inhalt geben.

Die dritte ist als Geldstück oft genannt,

Man zahlt damit in einem Balkanland.

Das Ganze ist ein nur recht flüchtig Glück,

Der Titel auch für ein Theaterstück.

### 5. Versteckrätsel.

An Stelle der Striche sind Wörter zu setzen, die aneinandergefügt einen Ausspruch von Carmen Sylva ergeben.

— wie ein Rohr sich beugen läßt, Wird — Zwiespalt überwinden; Nur durch den — eisenfest — Aussicht man, das Ziel zu finden.

Und — ein Hemmnis noch so groß, Noch — siegte ernstes Streben: Wer — pendelt durch das Leben, Dem fällt das Glück nicht in den Schoß. R. N.

### 6.

Wer „Mignon“ hörte, kennt auch Wort,

Das leichtbeschwingt in manchem Ort Mit Jarno, Meister und Philine Errichtete die Wanderbühne.

Manch Umgestelltes bent das Leben; Wir sollen stets nach Lösung streben. Hier ist sie einfach, meiner Treu! Du, Rater, bist ja just dabei!

sk.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

### Auflösungen der Rätsel von Nr. 24.

1. Kreuzworträtsel: 1. Annemarie, 7. Aspir, 8. Hasse, 10. Lehar, 12. Hel, 14. Lob, 16. Iran, 18. Rose, 19. Helton, 20. Država, 21. Ebro, 22. Etat, 24. Dre, 26. Gnu, 28. Ede, 29. Tatra, 30. Neger, 31. Armin, 32. Fernandra — Senfrecht: 1. Aster, 2. Nil, 3. Ekel, 4. Ahab, 5. rar, 6. Elias, 7. Achilleon, 9. Eisenstein, 11. Horizont, 13. Lahore, 15. Sonate, 17. Nero, 18. Robe, 22. Brief, 24. Adria, 26. Garn, 27. Uran. — 2. Homonym: Treffer. — 3. Vergänglichkeit: „Wer besiegt, der lernt verlieren.“